Nr. 23 — Leipzig, den 8. Juni — 1890

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Die christliche Freude: 2. Das Wesen der christlichen Freude — D. August Twesten nach Tagebüchern und Briefen — Die drei für das Liebeswerk des Gustav-Adolf-Vereins vorgeschlagenen Gemeinden: 1. Forchheim in Bayern — Vom Streit um die österreichische Volksschule. Aus Oesterreich — Das Verhältnis der Armenpflege und Gemeinnützigkeit zum kirchlichen Gemeindeleben — Vom Evangelisch-sozialen Kongreß zu Berlin: 1. Geschichtliche Bedeutung — Etwas von Hans Derschlag. Eine Geschichte aus der Berliner Volkstribüne — Von der Heidenmission: Eine Todesbotschaft aus Japan; Eine Todesbotschaft vom Victoria Nyanza; Die Mission und die politische Tagespresse — Verschiedenes: Majunke überboten; Reisehandbuch für die christliche Familie — Briefkasten der Redaktion — Anzeigen

Die christliche Freude

Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich, freuet euch. Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen. Der Herr ist nahe. Sorget nicht, sondern in allen Dingen lasset eure Bitte im Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden. Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu. Phil. 4, 4—7.

2. Das Wesen der christlichen Freude

„Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich, freuet euch!" so ermahnt Paulus die Philipper mit großem Nachdruck, und mit denselben Worten noch an einigen Stellen dieses so besonders herzinnigen und liebevollen Schreibens. Und wie in diesem, so auch in seinen sämtlichen Briefen, ja in dem ganzen Neuen Testament, von dem Lobgesang der Engel bei Christi Geburt bis zum Jubellied der Erlösten in der Offenbarung Johannis, begegnet uns die mittelbare oder unmittelbare Aufforderung zur Freude. „Wie können die Hochzeitsgäste Leid tragen, so lange der Bräutigam bei ihnen ist?" mit solchem Bilde der höchsten irdischen Freude bezeichnet Jesus sein Reich doch gewiß nicht als eine Gemeinschaft der finstern Weltflucht; es spricht Petrus von einer unaussprechlichen Freude, mit der sich die Christen freuen; Johannes ist voll von der weltüberwindenden Liebe, die jegliche Furcht ausschließt. Und doch gleichen diese heiligen Männer Gottes, vor allem ihr Herr und Meister Jesus Christus, nicht von weitem solchen verwöhnten Günstlingen irdischen Glückes, die, selbst vergnügt und wohlauf, sich in ihrer kurzsichtigen Beschränktheit auch andre gar nicht anders als fröhlich denken können, deren tröstlicher Zuruf darum den Armen und Unglücklichen wie herber Spott und Hohn erscheinen muß. Mühe und Arbeit war ihr Leben, Wachen und Beten war ihre Ruhe, Schmach und Verfolgung, Leiden und Tod war der Lohn, den die Welt für sie hatte!

Und wer hat aus der Zahl der Apostel rastloser gearbeitet, tapfrer gekämpft, beharrlicher gelitten als eben Paulus, der gewaltigste Vorkämpfer unsrer Religion? Aus dem Kerker zu Rom, wohin ihn sein treuer Streiterdienst geführt hatte, stammt seine Ermahnung zur Freude, und wie viel nachdrücklicher mußte sie wirken auf die Herzen der Leser, wie mußte sich unwillkürlich seine Freude ihren bangen Gemütern mitteilen, da er sich noch seiner Ketten und Banden freut und angesichts des Todes erklärt: „Und ob ich geopfert werde über dem Opfer und Gottesdienst eures Glaubens, so freue ich mich und freue mich mit euch allen; desselbigen sollt ihr euch auch freuen und sollt euch mit mir freuen; wenn nur Christus hochgepriesen wird an meinem Leibe, es sei durch Leben oder durch Tod." „Nun freue ich mich in meinem Leiden," so schreibt er an die Kolosser, „das ich für euch leide," und an die Korinther, daß er überschwänglich sei in Freude in aller seiner Trübsal; so rühmt er sich öfters seiner Drangsale und Leiden, und was ist das Sichrühmen anders als ein Ausdruck der Freude? Am liebsten aber rühmt er sich seiner Schwachheit, auf daß die Kraft Christi bei ihm wohne.

So muß wohl freilich die Freude des Apostels eine andre sein, als die durch sinnliches oder seelisches Wohlsein bedingte erhobene Stimmung, die mit dem Umschlag der äußern oder innern Lage in die Tiefe des Schmerzes zurücksinkt; denn so wandelbar wie diese, so unwandelbar ist jene und von keiner äußern Leidens- oder Freudenerfahrung abhängig. Er unterscheidet sie auch ausdrücklich von der natürlichen Stimmung, indem er die Korinther ermahnt, sich zu freuen, als freuten sie sich nicht, und zu weinen, als weinten sie nicht, denn das Wesen dieser Welt sei vergänglich. Nun, so wäre dann doch die stumpfe Gleichgiltigkeit gegen Lust und Schmerz unsre Aufgabe, oder vielmehr die noch größere Unnatur, in allen Lebenslagen eine erkünstelte und erzwungene Fröhlichkeit zur Schau zu tragen, ein Lachen unter Thränen, ein Jauchzen mit blutendem Herzen?

Wahrlich, eine solche Unempfindlichkeit und Unwahrhaftigkeit wäre nicht nach dem Sinne des größten der Menschensöhne, dessen heilige Seele alle Abstufungen menschlicher Gefühle — in ihrer Reinheit gerade am empfindsamsten! — für uns empfunden hat; von der Erschütterung gewaltigen Schmerzes, da seine Seele bis zum Tode betrübt war, bis zum Aufjauchzen der vollen Beseligung; nicht nach dessen Sinne, dem das Wohl und Wehe der ganzen Menschheit auf die Seele gebunden war, den in den Stunden seines Leidens der ganze Jammer irdischen Daseins durchschauerte, wie keinen Menschen vorher und nachher, der am Grabe des Freundes in Thränen ausbrach und über das Schicksal der heiligen Stadt in ergreifende Klagen! Wie wir uns vielmehr das Mitgefühl des Erlösers mit allen menschlichen Freuden und Leiden nicht zart und stark genug vorstellen können, muß auch seinen Jüngern dasselbe eignen, jenes Mitgefühl edelster Menschlichkeit, das aus Pauli Worten herausklingt: „Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden!"

Aber — und das ist eben der Sinn jenes Sichfreuens, als freute man sich nicht, und jenes Weinens, als weinte man nicht — bei der feinsten Empfindsamkeit und Erregbarkeit des christlichen Gemütes gegenüber den Uebeln und Gütern der Erde darf es doch niemals in sich selbst verlierendem Schmerz oder in sich selbst überhebender Freude von beiden abhängig werden; sondern mögen die Stimmungen wechseln nach dem Wandel der irdischen Dinge, mag die Trauer dem Frohsinn, die Wonne der Wehmut weichen, immer soll brennen im innersten Herzen die Freude des Christen, jetzt vielleicht gemindert und jetzt gesteigert, bald getrübt durch menschliche Schwachheit, bald erhöht durch die göttliche Gnade; aber immer

ihrer selbst gewiß und in keinem Fall abhängig von irgend einem Wohl oder Wehe des irdischen Daseins. Dadurch eben erweist sie sich als die ewige Freude in dem Herrn, der so hoch über allen menschlichen Wechsel erhaben ist als der Himmel über der Erde.

Denn worin anders hat sie ihre Wurzel und ihren Grund, als in dem von Paulus zur Bewahrung unsrer Herzen und Sinne angerufenen Frieden Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft? H-Sch

---

D. August Twesten nach Tagebüchern und Briefen

In einer Zeit, wo die Gewalt elementarer Lebensnöte und das wilde Wogen der irdischsten Leidenschaften alle Zweige des Gemeinlebens, nicht zum wenigsten die lebendigen Glieder des christlichen Liebesvereins auf das eine Ziel hingewandt hat: Macht, ordnende, heilende Macht zu gewinnen über die breiten Massen, ist die Gefahr gar nahe liegend, im Sinnen auf praktische, materielle Abhilfe selbst banausisch, vielgeschäftig, unruhig wirkend zu werden und den inwendigen Menschen zu verlieren an die zerstreuenden Ansprüche des Liebesdrangs. Ist es nicht dringend nötig, die Jünger Jesu, die am liebsten alles verkaufen, innerer, stiller Werte sich entäußern möchten, um alles direkt Armen dienstbar zu machen, ist es nicht nötig, das praktische Christentum dann und wann an des Heilands Wort zu erinnern: „Arme habt ihr allezeit ... mich aber habt ihr nicht allezeit"? Denn das ist sein tiefster Sinn: Vergesset nicht über dem Wirken an der Peripherie des Lebens das stille Werk der Feier im Herrn, im Zentrum und Quellpunkt der Barmherzigkeit! Dürfte nicht, neben der unheimlichen Elementargewalt des allgemeinen Wahlrechts, die nur zur Entfesselung der „Masse, die als solche verloren ist," führt, darin vornehmlich die Ursache der tiefen Kümmernisse liegen, die den Patrioten wie Christen von Tag zu Tag begleiten, daß wir nur zu sehr Materialisten und Interessenpolitiker geworden sind in der Fürsorge für die Menge, die christliche Pädagogik vergessen und über dem Magen die Seele unsers Volkes vernachlässigen? Der Erlöser rühmt, entgegen der nackten, berechenbaren Nützlichkeit: „Hätte dies nicht um mehr denn 300 Franken verkauft werden können," zu welcher seine Jünger sein Liebesevangelium veräußerten, an dem Weibe, das ihn salbt, ihr „schönes" Werk, die Verkörperung einer schönen, innigen und großen, weil gesammelten Empfindung. Wann werden wir das praktische Christentum in diesem tiefsten Sinne auffassen, wo die Vertiefung der erste Schritt zur Verwirklichung, Ordnung des Innern zu Klarheit und Bestimmtheit die Voraussetzung der ausbreitenden Thätigkeit ist?

In diesem Sinne einer Mahnung an den Selbstzweck eines Lebens von innen heraus begrüßen wir das neue Lebensbild Twestens, das wir dem Konsistorialrat Professor Heinrici in Marburg verdanken.*) Wir stimmen diesem bei, wenn er bezeugt:

> Sein ungewöhnlich langes Leben, dessen äußerer Verlauf eine durchaus gesetzmäßige, ruhig fortschreitende Entwicklung darstellt, war zugleich an innerem Gehalt ungewöhnlich reich.

Den Theologen unter unsern Lesern braucht er ja nicht erst in seiner gelehrten und kirchlichen Thätigkeit vorgestellt zu werden; den Laien aber wie den Theologen wird die geordnete und lichthelle Persönlichkeit dieses Christenmenschen anziehen, die sich nicht bloß des Nil humani a me alienum puto [Nichts Menschliches halte ich meinem Wesen fremd] rühmen konnte, sondern die verschiedenartigen und ausgedehnten Interessenkreise in seiner tiefen und klaren christlichen Anschauung zur vollen Einheit und konzentrirten Wirksamkeit sammelte. Es ist ein Herderscher Geist in seiner Weitsinnigkeit; aber in charaktervoller Geschlossenheit ist er ihm ebenso überlegen, wie an Originalität und Leidenschaft unter ihm.

Es war darum die Aufgabe des Biographen, nicht sowohl eine Biographie im eigentlichen Sinne zu schreiben, von seinem Helden ausgehend das Bild der Zeit zu entwerfen, als vielmehr seine Aufzeichnungen darzubieten in biographischem Rahmen, die wichtigsten Dokumente seines inneren Lebens und zugleich der Ereignisse, die das geistige Leben der Zeit am stärksten beeinflußten. Für jene Bescheidung wie für dieses Zurücktreten hinter die eignen Aufzeichnungen sind wir dem pietätvollen Verfasser zu herzlichem Danke verpflichtet; indem er Eigenart und Lebensleistung Twestens nicht überschätzte, hat er den Wert seines Charakters, seinen christlich-menschlichen Wert nur umso eindrucksamer gemacht. Liegt vielfach auch das Hauptinteresse in den bedeutenden Persönlichkeiten, die wir im Spiegel seiner treuen Seele sehen, tritt das Interesse an dem Helden öfters hinter dem an den Ereignissen zurück, die sich darin spiegeln — am Ende haben wir doch uns erbauen und stärken lassen durch die Tüchtigkeit und Treue dieses sittlich denkenden Charakters.

Aus seinen Schulerfahrungen fließt das Urteil über die Aufgaben der Gelehrtenschule: nicht Generalisiren und Schematisiren, das den freien Geist ertöte, nicht Ueberlastung durch Realkenntnisse, die schließlich nur die Oberflächlichkeit befördern, sondern Weckung des Interesses, Zusammenfassung der geistigen Kräfte und klassische Bildung, in welcher der Geist sich methodisch regen lerne. In dieser nicht fachmäßigen Richtung entwickelte ihn die Universitätszeit weiter; so blieb der Trieb zum Verstehen der Kulturbedeutung des klassischen Altertums und die Sehnsucht nach einer allumfassenden Weltanschauung vorherrschend. Und ohne das ihm eigne Bedürfnis der gründlichen Pflichterfüllung — bald nicht mehr als akademische Tugend anerkannt — würde die Arbeit am theologischen Fachstudium ganz im Streben nach Klarheit über die religiösen Grundsätze, nach sittlicher Läuterung, nach universellen Aussichten untergegangen sein.

Von allergrößtem Interesse, der Kern des Ganzen, nicht nur für den Berliner, sind nun die Freundschaftsblätter, die der gereiftere Student von der neubegründeten Universität Berlin aus zum Austausch mit seinem edeln Freunde Brandis niederschrieb. Sie sind ein bedeutsamer Beitrag zur Anfangsgeschichte der Universität in der kleinstädtischen Residenz, ein Denkmal für Methode und Ziel des Studiums jener Tage, wie das freimütige Bekenntnis einer durchaus aufrichtigen Seele, die unter dem Einflusse der geistvollsten Männer vom Individualismus zum christlichen Persönlichkeitsprinzip, von der unbeschränkten Erhabenheit der Idee in die Schranken der christlichen biblischen Realitäten sich wendet. Wie die kühle, enttäuschte Stimmung gegen Schleiermacher allmählich der tiefst eindringenden Hingegebenheit, so weicht die Zerflossenheit seiner Interessen der Energie seines Interesses an der biblischen Wahrheit; immer reinlicher wird die Scheidung von Theologie und Philosophie. Köstlich ist die Wahl und Qual zwischen dem Hören trefflicher Musik und Fichtes; ergreifend die Energie und Klarheit seiner Selbstbildung; erquickend dazwischen dies völlige Aufgehen in Fragen der Kunst und Darstellung. Um den Reichtum seines von F. A. Wolf, Heindorf, Niebuhr, Buttmann einerseits, Schleiermacher, Fichte, De Wette anderseits beeinflußten Studienlebens und das Anregende seiner Mitteilung zu erweisen, will ich einige Stellen ausschreiben, die sich auf zwei Seiten hinter einander finden:

> Es giebt in mir gewisse Ueberzeugungen, von denen ich weiß, daß sie zusammengebracht in eine Art von Widerspruch geraten würden, den ich nicht zu lösen vermöchte, und die ich daher mit Bewußtsein und Willkür von einander entfernt zu halten suche.

Von den reineren, kälteren Begriffen kehrt er lieber zu den kindlichen Gefühlen der Jugend zurück; darum sucht er durch tägliches Auswendiglernen von Gedichten sein Gefühlsvermögen vor dem Ersticken im Wirrwarr trockner Dinge zu bewahren. Auch auf der Kanzel sucht er statt frostiger Moral Erhebung des Gefühls, statt breiter Kanzelredseligkeit Erweckung des Zutrauens gegen Gott, das mehr helfe als moralische Belehrung. Nachdem wir dann über die Lektüre von Homer und Plato, über Wolfs erste Vorlesung und einen holsteinischen Klub gehört haben, lesen wir mit Freude an Form wie Gehalt:

> Mir deucht, allerdings ist in jedem die Philosophie das Produkt seiner Natur, aber nur ihrem Resultat nach; dieses findet der kräftige Mensch kräftig in seinem Gefühl, dies Gefühl will er begründen und greift vorläufig zu dem, wodurch es am besten begründet zu werden scheint.

Wie reif war doch dieser Student, zu eines Schleiermachers

---

*) D. August Twesten nach Tagebüchern und Briefen. Mit dem Bildnis. Berlin, Hertz, 1889. 490 S.; 7, geb. 8 Mk.

Füßen zu sitzen! Wie vortrefflich faßte er die Quintessenz seines Systems, seinen religiösen Quellpunkt!

Er [Schleiermacher] zeigte heute vortrefflich, wie die sonst einer Menge andrer Wissenschaften zufallenden Kenntnisse der Theologen durch das innige, religiöse Gefühl zusammengehalten werden, wie dieses religiöse Interesse gleichsam die Seele in dem Körper sein müsse; wenn sie fehle, gebe es kein unglücklicheres Geschöpf als den Theologen, der dann nimmer zu einer Einheit des Seins gelangen könne.

Wie treffend urteilt der ästhetisch feinfühlende Fromme über den Prediger:

Ich hörte Schleiermacher predigen. Er redete einfach, ungeschmückt, aber schön, klar und stark; jedoch nicht, wie es mir schien, für die Fassungskraft des kleinen Mannes.

Diesem Urteil folgt eine geistes- und gefühlsstarke Kritik der Berliner Schauspielkunst, der er zutraut, ein Scherflein zur Gestaltung der Idee unter den Menschen beitragen zu wollen. So schien diesem Manne auch die Zeit, die Schleiermacher in seiner Ethik der Geselligkeit widmete, keineswegs verschwendet; interessant ist dabei aber, daß er dem Meister selbst die Gabe der Unterhaltung abspricht. Wenn man dann die Ergüsse über eine Aufführung Tells liest mit diesem wahren Pathos und heiligen Ernst, so möchte man unsre Jugend verarmt nennen, wenn nicht gewiß auch damals solche Geselligkeit, die in gegenseitiger Mitteilung unsre Wärme und die Deutlichkeit unsrer Ideen steigert, eine seltene Blüte gewesen wäre. Er selbst nennt doch die Art, die Menschen aus sich heraus und durch einen Umweg wieder in sich hineinzuführen, die selten gelöste Aufgabe jeder geselligen Zusammenkunft.

Wir verfolgen dann die innere Arbeit an dem Begriff der Zweckmäßigkeit und des zureichenden Grundes. Der Philosoph weicht immer mehr dem resignirten Historiker:

Ich glaube mit Niebuhr beinahe selbst, der Ursprung der Dinge liegt außer unserm Bereich, wir sollten uns nur auf die Untersuchung der Entwicklung einlassen.

Im Hunger nach Individualität wird die Tröstung der Unsterblichkeit schwach:

Jenseits sind wir Geister, und was wir lieben, ist doch die Seele.

Immer skeptischer gegen die Welt des reinen Gedankens, wird er immer begehrlicher nach Verkörperung. In dieser Fassung seiner Seele schreibt er:

Eigentlich giebt es doch nur bei den Herrnhutern eine wirkliche christliche Gemeinde.

Wie wenig dem nach Dauer und Feinheit des geistigen Genusses verlangenden Studenten das gewöhnliche Treiben auf den Kommersen genügen konnte, versteht sich leicht: nicht bloß ihre rege Ungebundenheit, die ihre Langeweile in Lärmen zu verstecken sucht, auch die geistigere Wirkung der Aufregung aller Lebensgeister ist dem Gediegenen zuwider, und kaum eine Aeußerung ist bezeichnender als diese:

Man fühlt eigentlich dann erst recht die Bedeutung aus Schillers Liede: „Diesen Kuß der ganzen Welt." Aber doch kann ich nicht sagen, daß mir so etwas behagt.

Ein Philister ist er darum keineswegs! Hoffentlich erquicken sich nicht bloß die Philologen unter den Lesern an den dann folgenden prosodischen Idealen, grammatischen Beobachtungen u. s. w., die aus derselben Quelle geistiger, ethischer Durchdringung stammen, wie die feinen Goetheauslegungen.

Immer deutlicher wird seine Abwendung von der schauerlichen Erhabenheit Fichtescher formaler Abstraktion zu den inhaltsvollen und eigentümlichen Gehalt habenden Wahrnehmungen und Thatsachen der Erfahrung, immer geschlossener das Streben nach innerer Bewältigung aller äußern Eindrücke. Es bildet sich eine förmliche Theorie der Charakterbildung: Erkenntnis des Ideals vermittelst sich durchdringenden Empfangens des von andern, zumal Dichtern und Philosophen bereits Bereiteten, und Selbstausbildens eines Eigentümlichen. Wir müssen „immer mehr suchen, ein eigentümliches, geistiges Leben in uns zu entwickeln, welches das Empfangene in seine Grundteile zerlege, um es darauf zu einem neuen schönen uns angehörenden Vorbilde selbstthätig zusammenzusetzen." In diesem Dringen auf Entwicklung eines selbstthätigen Lebens in uns, um dessentwillen das Leben allein etwas wert sei, kann wohl zeitweilig der Stoff vernachlässigt werden über der Form, das Objekt über dem „Selbstdenker." Aber immer wieder ruft Pflicht und sittliche Tüchtigkeit von aller Gefahr der Schöngeistigkeit zurück.

Aber nun die Bildung zum Theologen? Es scheint doch ein erschrecklicher Umweg, unsrer praktischen, von der Not der Zeit früh zum direkten, ja agitatorischen Eingreifen aufgeforderten Jugend kaum zuzumuten? In der That, der Umweg der selbstgenügsamen formalen Geistesbildung scheint zeitweilig ein Abweg vom positiven Christentum. Twesten klagt selbst über die Unordnung seines Innern, das gern alles treiben möchte und darüber zu nichts kommt! An einem Weihnachtsabend suchen wir neben den feinsten Reflexionen über Wilhelm Meister vergebens bestimmte Christgedanken, oder stecken sie in dem kurzen Ausdruck: „Dieses große Fest aller lieben Kleinen der Christenheit"? Wenn der moralische Rigorist bis zur historisch-relativistischen Auflösung der Selbstpflicht der Wahrhaftigkeit versucht wird, so verstehen wir die innere Zerrissenheit und Zerfahrenheit und den Weltschmerz, der mit der Moquerie über das Leben wechselt. Wie ergreifend schildert er diesen Zustand:

Mein kopfschüttelnd vernünftiges Ich sah immer kalt und bedächtig dem zweiten (munter genießenden) zu, das so gerne sich ihm etwas entzogen hätte!

Da aber faßt er selbst den sichern Beweis, daß der wahre Halt noch nicht gefunden ist; da empfindet er seine Sehnsucht nach Gestalt und Verbildlichung; da erkennt er trefflich die Gefahr der allgemeinen Studien:

Es ist sehr schwer, sich zusammenzuziehen, aber leicht, sich von einem Punkte aus nach allen Seiten auszudehnen.

Und immer klarer wird ihm die Gefahr der Ueberschätzung des individuellen formalen Strebens, der Konsequenz gegen die Wahrheit eines Systems, der Art der Erreichung eines Zwecks gegen diesen selbst, und sein sittlich-religiöser Gemeinsinn reagirt gegen die „gewissermaßen künstlerische Ansicht des ganzen Lebens." Zu redlich, um Schwierigkeiten im Einzelnen zu überspringen, zu wahrheitsliebend, um den Widerstand der Thatsachen gegen die subjektive Form zu ignoriren, ein klarer, heller Sinn — Berlin ist ihm in der Seele zuwider um seiner grünen Fenstergläser willen! — wird er, wir ahnen es von vornherein, durch jene Schätzung der Gewandtheit des Geistes nur von der Gefahr verengenden Dogmatisirens bewahrt, gewißlich aber zu einer Einheit des Seins kommen, die in der Wirklichkeit das Gesetz der Wahrheit sucht und findet, im Individuum die Kette der Gemeinschaft mit dem Einen, Ewigen, in Christo die Wahrheit und Wirklichkeit für Individuum und Gattung.

Diese anima naturaliter christiana [natürlich christliche Seele] in ihm bildet sich nun auf dem geschilderten „Umweg" und — man beachte es wohl! — ohne bemerklichen Bruch heraus zur Alleinherrschaft über die reichen Geisteskräfte. Derselbe Mann, der in Shakespeare „die eigentliche, wahre innere Einheit" bewundert, gesteht sich seinen Mangel an Einheit, Festigkeit und Sicherheit des Urteils mit jener Ruhe und Gefaßtheit, die das Heilmittel in sich trägt. Wer so sehr nach klaren Begriffen selbst über den gesellschaftlichen Verkehr trachtet, daß er moralische Güte die höchste Feinheit des Urteils voraussetzen läßt, der kann nicht in jener Mystik hängen bleiben, die in den Schleiermacherschen Monologen das Gefühl des Gegensatzes von Sünde und Gnade entleert und das positive Christentum überflüssig macht. Wie Schleiermacher diese Mystik in Hingabe an die Thatsache des gemeindegründenden Christusgeistes verloren hat, so hat er selbst Twesten wieder mit Leib und Seele zum Theologen gemacht, aber durch die völlige Befriedigung des „inneren kopfschüttelnden Zuschauers" und durch das begeisterte Zeugnis von der Würde des frommen Gefühls. Seine Predigten erweckten in Twesten die Lust, „als praktischer Theologe an der Darstellung der reinen Idee des Christentums unter den Menschen zu wirken." Daß seine Ideale noch immer größtenteils im formalen Wesen bestehen, beginnt er sich als mangelnden Lebensernst zu gestehen. Indem er die Notwendigkeit eines Umbildungsprozesses ahnt, fürchtet er, im Gegensatz zu Schleiermacher, ewig Stückwerk und Flickwerk zu bleiben; jene Umbildung aber soll ihn von der Eitelkeit der stets sich auszeichnenden Individualität zur Unschuld und Reinheit schuldloser Kinderseelen zurückführen.

Darum sehnt er sich, bei aller reichen Anregung, weg aus dem ewig zerstreuenden Leben Berlins:

Man wird zu sehr Sinn und Verstand, und das Gefühl geht verloren, zu dem es eines ruhigen Insichzurückziehens der Seele oder der Erweckung und Teilnehmung eines Freundes bedarf.

Hat er unter lauter seltenen Menschen von solcher Kraft gelebt, daß ihr System und ihre Personalität eins wird, hat er sich am Ende gestehen dürfen, daß er mit seiner Philosophie und Dogmatik fertig geworden, so offenbart sich seine innere, christliche Tüchtigkeit in dem gleichzeitig erwachten Bewußtsein, wie traurig es eigentlich innerlich mit ihm bestellt ist, da er noch immer nicht weiß, „wie einem zu Mut, der eine Ueberzeugung besitzt.“ Zwar den traurigen Mut (?!), sich selbst besonders als Gegenstand der göttlichen Vorsehung zu denken und von seinen innern Zuständen viel zu reden, wünscht er sich nicht; wohl aber begehrt er eine innere Entschiedenheit, in allem im Sinne eines christlichen Theologen handeln zu können; dazu müsse aber die Religion erst eine festere Gestalt in ihm gewonnen haben.

Es hat etwas Quälendes und Herbes, wenn wir in der nun folgenden Zeit der ersten Wirksamkeit in Kiel und Berlin neben allen Zeugnissen begeisterten pädagogischen Schaffens und der Teilnahme an den großen Geschicken des Vaterlandes den schwer ringenden Mann um alle unbefangene Heiterkeit betrogen sehen durch den Mangel der Kraft zur Entschiedenheit und seufzen hören über den geistwidrigen Gang der Völkergeschicke. Man wird es schnell ungesund nennen, daß ein junger Deutscher 1814 schreibt:

In dem Verfahren der Staaten zeigt sich jetzt noch überall mehr die blinde Naturgewalt als sittliche Kraft, und man muß sich vielleicht mehr zu gewöhnen suchen, sich an den Erfolgen des Zusammenstoßens jener zu freuen, als durch den Mangel dieser stören zu lassen.

Aber aus dem Ganzen dieses Lebens heraus wird auch diese Schwerfälligkeit und doktrinäre Aengstlichkeit als Zeugnis innerer Tüchtigkeit schätzbar. Er giebt dem Einzelnen Zeit, sich in ihm einzuwohnen; darum wird aber auch das Einzelne organisches Glied des ganzen Charakters. Lange Zeit läßt er Widersprüche ungelöst in sich bestehen, weil er zu ehrlich ist, sie zu faulem Frieden zusammenzuzwängen oder die Wahrheit der einen Seite zu Gunsten der andern zu verkürzen. Der Philologe lebt ganz im Streben, Hellas in sich zu tragen, und weil dies nicht zu erreichen ist, „ohne von dem Mittelpunkte jedes höhern Daseins, der religiösen Ansicht auszugehn,“ sucht er einen Religionsbegriff, der auch dieser Form gerecht wird. Der Theologe macht Ernst mit der Ausschließlichkeit des Heils, mit der Thatsache des Christentums, mit dem Glauben an eine Persönlichkeit des höchsten Wesens, fordert eine rechte Lebendigkeit und Bestimmtheit des religiösen Gefühls, wie sie ohne Gewißheit der Sündenvergebung in der Gemeinschaft Christi nicht zu finden ist, und immer mehr verengt sich ihm die Definition des Christentums zur Erlösungsreligion. Er ruft aus: „Welcher Grad der sittlichen Ausbildung gehört schon dazu, um des Trostes der Sündenvergebung, wie ihn das Christentum bietet, zu bedürfen!“ Aber es dauert lange, bis ihm die alttestamentliche Grundlage der christlichen Frömmigkeit sich schroff und voll abhebt von dem griechischen Pantheon.

Wie sich dies Gähren zu einem klaren, innigen und doch weitsinnigen Ueberzeugtsein von Christo ausgetragen, lese man in dem wertvollen Buche; was uns dabei das Wichtigste und Hervorstechende war, das ist die Treue und Tüchtigkeit dieser innern Entwicklung, die sich Zeit läßt auszureifen und nicht vorzeitig Früchte und Praxis sich anmaßt. Solche Entwicklung wird freilich nicht zu dem Besitz volkskräftiger Schlagwörter führen, noch sich zur Parteibildung praktisch erweisen, wohl aber die erziehende Kraft geben, ein in Gott verborgenes Leben mitzuteilen, das, wie es seinen Wert in sich und innerlicher Thätigkeit findet, auch den thätigen Lebensäußerungen erst wahre, nachhaltige Praxis schafft.

O B

Die drei für das Liebeswerk des Gustav-Adolf-Vereins vorgeschlagnen Gemeinden

1. Forchheim in Bayern

Die Stadt Forchheim, am Einfluß der Wiesent in die Regnitz (im alten Radenzgau) gelegen, die „Pforte zur fränkischen Schweiz,“ befindet sich heute in einem industriellen Aufschwunge. Aber weit zurück reicht ihre Geschichte.

Zwar daß Pontius Pilatus — dessen Namen eine Wiese und ein Wald tragen — zu Forchheim geboren worden oder daß es wirklich des Landpflegers Hosen waren, die man (noch 1752) im Zeughause aufbewahrte, wird nicht jedermann wahrscheinlich dünken. Der Name der Stadt wird von Bossert aus Voraha = Föhrenbach erklärt; andere haben an die Forellen der fischreichen Wiesent gedacht, da Forchheim zwei dieser erfreulichen Fische im Wappen führt, und der Fischfang soll zuerst hier Slawen zur Ansiedlung geladen haben, wozu dann von Karl dem Großen verpflanzte Sachsen kamen. Urkundlich begegnet der Name Forchheims zuerst in einem Kapitular des großen Frankenkaisers von 805 bei Beschreibung der Handelsstraße, die von der untern Elbe durch die Slawenländer bis zur Grenze der Avaren führte; auch die von Karl geplante große Wasserstraße, welche Altmühl und Regnitz, Donau und Main, das schwarze Meer und die Nordsee verbinden sollte, hätte hier vorbeiziehen müssen. Forchheim war ein Königshof, eine der alten Pfalzen, die bekanntlich zugleich landwirtschaftliche Musteranstalten waren. Oft haben hier die alten Kaiser gewohnt, bis Forchheim (endgiltig 1062) dem neugegründeten Bistum Bamberg — der Ort dieses Namens war vordem ein einfaches Grenzkastell — einverleibt wurde. Die Kirche von Forchheim war in ihrer ersten Gründung vielleicht älter als die vierzehn Slawenkirchen, welche die Würzburger Bischöfe von 794 bis 810 gegründet und Ludwig der Fromme dotirt hat: der Name des heiligen Martin, des volkstümlichen Heiligen Galliens, spricht für ihr hohes Alter. Bis 1149 sind zu Forchheim wohl ein Dutzend — und zum Teil sehr wichtige — Reichstage gehalten worden. Hier schloß Ludwig der Deutsche 871 Frieden mit seinen Söhnen, hielt Kaiser Arnulf wiederholt Reichsversammlung, ward Ludwig das Kind, sechs Jahre alt, zum Könige gewählt und geweiht, wie nach ihm Konrad I. und der unglückliche Gegenkönig Heinrichs IV., Herzog Rudolf von Schwaben, dieser im März 1077.

Die Reformation hat in Forchheim nicht Platz greifen können. Zwar hatte Bischof Georg von Limpurg, als Eck mit der Bannbulle nach Bamberg kam, den Ingolstädter Doktor gänzlich abgefertigt: er selbst und alle seine Räte seien Luthers Meinung; aber Georg starb 1522, und sein Nachfolger Bischof Wigand von Redwitz war der Reformation geschworner Feind. Von Forchheim stammte der Magister Georg Helt, der Lehrer Kaspar Kruzigers, Joachim Kamerarius' und Georgs von Anhalt (Bischof von Merseburg, 1544—1548), der treue gelehrte Mann, dem Melanchthon die Gedächtnisrede hielt und sein fürstlicher Schüler samt seinen Brüdern ein Denkmal in der Schloßkirche zu Dessau setzte, — und einmal erhob auch ein lutherischer Prediger Kraus seine Stimme in Forchheim; aber auf Befehl Bischof Wigands wurde er durch den Generalvikar Georg von Egloffstein am 23. Januar 1526 gefangen genommen und zu Bamberg eingesperrt, bis er nach siebenwöchentlicher Haft und gegen Erlegung eines Lösegeldes aus dem Bistum verwiesen wurde. Dafür finden wir denn in Forchheim 1574—1576 mit Genehmigung des Bischofs eine Residenz der Jesuiten (größere Ansiedlungen derselben heißen Kollegien), und hernach gründeten Franziskaner hier ein Hospiz, welches gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts ein Kloster und 1830 aufgehoben wurde. Seit Bischof Johann Philipp von Gebsattel († 1609) war Forchheim fürstbischöflich bambergische Festung geworden, und so haben die Kriege der letzten Jahrhunderte es oftmals in Mitleidenschaft gezogen. So bei den wilden Zügen des Markgrafen Albrecht Alcibiades; dann in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges: Tilly, „der fromme Feldherr, empfing hier nach seiner Gewohnheit die heiligen Sakramente“ [Professor Heinrich Weber]; Festungskommandant war der Oberst Friedrich von Schletz, der

von Forchheim aus in alle umliegenden protestantischen Gebiete ausgedehnte Raubzüge unternahm, daher der Name „Forchheimer Raubvögel“ entstand; ohne Erfolg belagerte Herzog Bernhard von Weimar die Stadt, wobei er zweimal die Wiesent abgrub: die Kugel aus einer von einem Bürger gerichteten Kanone flog hart an seinem Kopfe vorbei; da zog Bernhard den Hut mit freundlichem Dank für so liebenswürdigen Empfang der Herren Forchheimer. Im siebenjährigen Kriege beunruhigten preußische Streifkorps die Stadt, die in den französischen Revolutionskriegen 1796 von Ney besetzt ward und sich die nächste Zeit bald in den Händen der Oesterreicher, bald in denen der Franzosen befand. Durch Vertrag von 1801 und den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 kam Forchheim an Bayern; 1838 hörte es auf, Festung zu sein.

Vor Beginn unsers Jahrhunderts gab es hier keine Protestanten. Die ersten, die sich niederließen, lebten in gemischter Ehe, und erst 1825 wurde eine protestantische Familie Gattineau ansässig. 1835 mochte sich die Zahl der Evangelischen — Militär, Dienstboten, Fabrikarbeiter — auf 140 belaufen; die Kinder besuchten die katholischen Schulen; wollte man zur Kirche gehen, so mußte man die zwei Stunden nach Baiersdorf machen. Aber von da an bemühte man sich um kirchliche Versorgung. 1846 wurden die Protestanten nach Buttenheim ausgepfarrt, weil dies, obwohl noch eine halbe Stunde entfernter als Baiersdorf, doch sonst geeigneter erschien. Am zweiten Advent (siebzehnten Dezember) 1848 konnte die kleine Gemeinde einen ersten Gottesdienst zu Forchheim selbst im Hause eines evangelischen Tuchmachers feiern. Fortan sollte der Pfarrer von Buttenheim sechsmal im Jahre einen Predigtgottesdienst, zwölfmal Sonntags Christenlehre halten. Für das Militär war in dem bezeichneten Saale gar kein Raum; eine lange aufgeschobene Abendmahlsfeier mußte in einem Getreidespeicher vor sich gehen. Da wurde 1852 die kleine Gereonskapelle (1537 von einem Bürger Georg Walrab gestiftet, 1805 säkularisirt und als Aufbewahrungsraum für Marktbuden und alte Akten benutzt) von der Stadt hergegeben und am 29. August genannten Jahres für den evangelischen Gottesdienst geweiht, mit einem Zuhörerraum nur acht Meter lang, sechseinhalb Meter breit, dazu zwischen Häuser gezwängt, ärmlich, eine Seitenwand vom Mauerschwamm zerfressen; darin eine Orgel, ebenso unentbehrlich wie altersschwach und unerbaulich. 1865 wurde ein ständiges Vikariat errichtet und dies 1883 endlich zur Pfarrei erhoben, nachdem die Witwe des Rentbeamten Ammon, Karoline geb. Betz, die auch sonst für kirchliche Stiftungen viel gethan, die Pfarrei zur Haupterbin eingesetzt. Das Pfarrkapital beträgt zur Zeit 36200 Mark; der Pfarrer bezieht ein Minimalgehalt von 1900 Mark. Das Pfarrhaus ist so ungünstig, daß man es veräußern und ein neues aufführen will, was etwa 18000 Mark in Anspruch nehmen dürfte. Doch will man dafür die Hilfe der Glaubensgenossen nicht anrufen. Umso mehr aber bedarf man ihrer für den Bau einer Kirche. Denn die Gereonskapelle reicht nirgends mehr aus, und die Mittel zum Neubau fehlen. Eben jetzt wird die Gemeinde, die nun 1500 Seelen (bei 6000 Einwohnern) zählt, voraussichtlich wieder einen Zuzug von 300 Arbeitern der Aktienspinnerei Forchheim aus der Schweiz und dem Vogtlande erhalten. Die große Mehrzahl der Evangelischen wohnt in Forchheim selbst, nur etwa 100 in den benachbarten Orten bis zu elf Kilometer Entfernung. Sonst ist die ganze Umgebung — in Stadt und Bezirk etwa 9—11000 — katholisch, und zwar gilt diese Bevölkerung für die allerkatholischste im Erzbistum Bamberg; noch nie ist hier trotz mehrfachen Bemühungen ein Protestant in Magistrat oder Gemeindevorstand gewählt worden; von 130 gemischten Paaren lassen 98 ihre Kinder katholisch erziehen. Die Hilfsbedürftigkeit der evangelischen Gemeinde ist aber eine so große, weil ein leistungsfähiger Mittelstand fast ganz mangelt. Die Beiträge der Fabrikarbeiter als der Hauptbestandteil können etwa zu 300 Mark angenommen werden. Noch kommen in Betracht zwei Fabrikbesitzer; einer, der auswärts wohnt und nach bayrischem Recht nicht verpflichtet ist, hat 2000 Mark gegeben und verspricht auch ferner namhaften Zuschuß; der andere stellt ein Kirchenfenster in Aussicht.

Einen Platz zum Kirchbau hat nach langen Verhandlungen die Stadt allerdings hergegeben, nämlich die von Bischof Veit von Würzburg erbaute Nürnberger Thorbastei mit Wall und Graben — eine Fläche von 0,53 Hektar. Nun ist zwar das Steinmaterial mit überlassen, allein die Abbruch- und Planirungsarbeiten werden dessen Wert verschlingen — sodaß der Wert jenes Geschenks doch nur auf 1000 Mark zu berechnen ist. Gleichwohl hat es seine hohe Bedeutung. Veit von Würzburg war der Reformation noch feindlicher als Wigand von Redwitz; „wie wenig mochte er ahnen, daß gerade das von ihm erbaute Befestigungswerk im Mauergürtel einst weichen müsse, um einer protestantischen Kirche Platz zu machen!“ Pläne und Anschläge für diese hat der Architekt Gustav Häberle von Bamberg ausgearbeitet: man hofft vermöge einiger Vereinfachungen die Kirche mit sechshundert Sitzplätzen um 90—95000 Mark (wovon freilich durchaus nichts abgehen wird) ausführen zu können.

Vom Staate ist dazu nicht viel zu erwarten. Durch Gaben eines Verstorbenen und Lebender (darunter 1000 Mark von einem frühern Geistlichen der Gemeinde) sowie vom Gustav-Adolf-Vereine und durch eine besonders gut ausgefallene Kirchenkollekte in den evangelischen bayrischen Kirchen diesseits des Rheins von 11290 Mark hat man bis jetzt 22700 Mark gesammelt.

Da nun hofft man auf die große Liebesgabe der Mannheimer Gustav-Adolf-Versammlung. Wir schließen diese Vorbetrachtung mit Worten, mit denen die Kirchenbehörde jene Kollekte empfohlen hat:

„Wenn nicht in dieser streng katholischen Stadt das ganze evangelische Leben ersterben soll, so muß eine Kirche, ein entsprechender gottesdienstlicher Raum in Bälde geschafft werden! — — Wenn je eine Kollekte das allgemeine Interesse der ganzen bayrischen Landeskirche für sich in Anspruch zu nehmen berechtigt war, so ist es diese. Darum bedarf es wirklich unsrer Bitte nicht: helft, helft alle der Pfarrgemeinde Forchheim zu einem würdigen evangelischen Gotteshause, das als eine Leuchte treuen evangelischen Gemeindesinnes im Bamberger Lande weithin seine Segnungen verbreite!“ H

Vom Streit um die österreichische Volksschule

Aus Oesterreich*)

Unser letzter Bericht über die Schulangelegenheiten in Oesterreich (Nr. 25 d. Bl. 1889) beschäftigte sich mit der Abänderungsvorlage des Volksschulgesetzes vom 14. Mai 1869, die von dem Unterrichtsministerium dem Herrenhause des Reichsrates überreicht worden war. Die Kommission, welche zur Vorberatung gewählt worden war, konnte in ihrer Zusammensetzung eine günstige genannt werden, da sich in ihr die Parteien ziemlich das Gleichgewicht hielten und insbesondre die bischöfliche Richtung nicht leicht einen Mehrheitsbeschluß erhoffen konnte. Auch der Präsident des evangelischen Oberkirchenrates, Dr. Rudolf Franz, war hinein berufen. Schon waren die Vorberatungen von seiten dieser Kommission in Angriff genommen, als die Sitzung am 12. März d. J. eine besondre Ueberraschung bereitete, indem der Kardinal Fürst-Erzbischof von Prag, Graf Schönborn, folgende Erklärung zur Verlesung brachte:

In Verfolg der in der ersten Sitzung der Schulkommission des hohen Herrenhauses am 28. Februar d. J. erklärten Bereitwilligkeit, den Versuch machen zu wollen, der von der hohen Regierung selbst als notwendig erkannten Aenderung der Gesetze vom 14. Mai 1869 und vom 2. Mai 1883 eine solche Richtung zu geben, daß die berechtigten Ansprüche der katholischen Kirche befriedigt werden, erlauben sich die unterzeichneten Mitglieder der Schulkommission, zugleich als Vertreter des gesamten Episkopates der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder, die angedeutete Richtung in Nachstehendem näher zu kennzeichnen.

Nach den eben bezogenen Gesetzen „dürfen die Eltern oder deren Stellvertreter ihre Kinder oder Pflegebefohlenen nicht ohne den Unterricht lassen, welcher für die öffentlichen Volksschulen vorgeschrieben ist.“ (§ 20).

Demgemäß sind die meisten Eltern, beziehungsweise Stellvertreter derselben gesetzlich gezwungen, ihre Kinder oder Pflegebefohlenen den öffentlichen Volksschulen anzuvertrauen (§ 23). Die öffentliche Volks-

*) Wegen Raummangel verspätet. Der Inhalt bedurfte trotzdem keiner Abänderung oder Ergänzung. D H

schule stellt sich somit als eine Zwangsschule dar, und können die Eltern oder deren Stellvertreter sogar durch Zwangsmittel verhalten werden, für den regelmäßigen Schulbesuch ihrer schulpflichtigen Kinder Sorge zu tragen (§ 24).

Indem die Unterzeichneten von der Frage der Berechtigung des Schulzwanges überhaupt absehen, erachten sie den Schulzwang, wie er bei uns geübt wird, nur dann für zulässig und erträglich, wenn durch denselben den Katholiken das heiligste, auch staatsgrundgesetzlich (Art. 14) gewährleistete Recht der vollen Glaubens- und Gewissensfreiheit nicht verkürzt wird. Eine solche Verkürzung findet aber unzweifelhaft statt, wenn es den gesetzlichen Vertretern der katholischen schulpflichtigen Kinder unmöglich gemacht wird, denselben durch die öffentliche Volksschule eine solche Erziehung und einen solchen Unterricht angedeihen zu lassen, wie sie den Grundsätzen ihres Glaubens einzig entsprechen und von ihrem Gewissen gefordert werden, und legt ihnen die Pflicht auf, ihre Stimme für eine katholische Einrichtung der Volksschule immer wieder zu erheben. Das Bewußtsein, alle Schul- und öffentlichen Lasten redlich mitzutragen und alle Bürgerpflichten getreulich mitzuerfüllen, muß ihrer Stimme nur um so größern Nachdruck geben.

Aber in noch höherm Maße sind die Bischöfe verpflichtet, für die ihnen anvertraute Herde Jesu Christi eine solche Einrichtung der als Zwangsschule sich darstellenden öffentlichen Volksschule in Anspruch zu nehmen, daß die Kinder nicht nach den Lehren wechselnder Schulmeinungen, sondern nach den unabänderlichen Grundsätzen ihres heiligen Glaubens religiös-sittlich erzogen und nicht nur mit den zur weiteren Ausbildung für das zeitliche Leben erforderlichen Kenntnissen und Fertigkeiten ausgestattet, sondern auch befähigt werden, ihre ewige Bestimmung zu erreichen, und daß so die Grundlage für Heranbildung wahrhaft tüchtiger Menschen und Mitglieder des staatlichen und kirchlichen Gemeinwesens geschaffen werde.

Dieser ihrer Pflicht entsprechend, können die Unterzeichneten nicht umhin, für katholische Kinder katholische öffentliche Volksschulen zu fordern, und diese Forderung in folgenden Punkten näher zu bestimmen:

1. Die öffentlichen Volksschulen sind so auszugestalten, daß es den katholischen Kindern möglich gemacht werde, dieselben in der Regel ohne Vermischung mit Kindern andrer Konfessionen zu besuchen.

2. An katholischen öffentlichen Volksschulen haben sämtliche Lehrer der katholischen Kirche anzugehören, sind für dieselben an katholischen Lehrer-Bildungsanstalten auszubilden und haben auch die Befähigung zur Erteilung des katholischen Religionsunterrichtes zu erwerben.

3. Bei Anstellung der Lehrer an katholischen öffentlichen Schulen ist den Organen der katholischen Kirche jene Einflußnahme zu gewähren, welche notwendig ist, um sich der entsprechenden Wirksamkeit des anzustellenden Bewerbers zu vergewissern.

4. Der Religionsunterricht ist an diesen Schulen durch Mitverwendung des Lehrers zu erweitern und der übrige Unterricht, die Lehrpläne sowie auch sämtliche Lehr- und Lernmittel so einzurichten, daß darin nicht nur nichts vorkomme, was für katholische Kinder anstößig wäre, sondern alles in einheitlicher Beziehung zu dem katholischen Charakter der Schule stehe.

5. Was die Beaufsichtigung der katholischen Volksschulen und Lehrer-Bildungsanstalten betrifft, so ist es der Kirche zu ermöglichen, deren konfessionellen Charakter durch ordnungsmäßig von ihr bestellte Organe nach allen Richtungen in wirksamer Weise zu wahren und zu fördern.

Schließlich erklären die Unterzeichneten, ohne hier das Gebiet politischer Erwägungen zu berühren, sich bereit, in Betreff der von ihnen gestellten Forderung mit den kompetenten Faktoren sich des Weitern zu benehmen.

Wien, 12. März 1890

Franz Kardinal von Schönborn, Fürst-Erzbischof von Prag
Johannes Zwerger, Fürstbischof von Seckau
Jacobus, Fürstbischof von Laibach

Auf diese Erklärung erwiederte der Herr Minister für Kultus und Unterricht, D. von Gautsch:

Nachdem die soeben vernommene Erklärung, die von den hochwürwürdigsten Herren Bischöfen nicht bloß in ihrer Eigenschaft als Mitglieder des hohen Herrenhauses, sondern auch namens des hochwürdigsten Episkopates, welchem die Pflege der religiösen Interessen der katholischen Bevölkerung obliegt, abgegeben wurde, mit Rücksicht auf ihren wichtigen Inhalt eine ernste und eingehende Prüfung seitens der Regierung erheischt, so werde ich nicht ermangeln, hiervon dem Ministerrate Bericht zu erstatten und dessen Beschlüsse einzuholen. Zu diesem Behufe erlaube ich mir, an den Herrn Vorsitzenden die Bitte zu richten, die Sitzung der hohen Kommission schließen zu wollen und die hohe Kommission dann wieder einzuberufen, wenn ich in der Lage sein werde, die Antwort der Regierung mitzuteilen.

Infolge dieser beiden Erklärungen fühlte sich der Vorsitzende veranlaßt, Schluß der Sitzung zu befürworten, wozu die Zustimmung erfolgte, und vorläufig erscheint die Wiederaufnahme der Sitzungen bis auf weiteres nicht in Frage.

Daß diesen beiderseitigen Erklärungen eine hohe Bedeutung innewohnt, erhellt schon daraus, daß sie, gegenüber sonstiger Gepflogenheit, als Protokollauszug in der offiziösen Wiener Abendpost veröffentlicht wurden. Die publizistischen Organe der

verschiedensten Parteirichtungen haben auch nicht ermangelt, sich der Angelegenheit von ihrem Standpunkte aus zu bemächtigen und ihr Urteil darüber abzugeben. Die jüngste Zeit brachte zudem die Enthüllung, daß in demselben Sinne, wie die Bischöfe sich ausgesprochen haben, auch aus dem weiteren Kreise des Klerus eine Eingabe vorbereitet gewesen sei, die auf die vollständige Umgestaltung der Volksschule im Geiste der katholischen Kirche abzielte.

Die Forderung der Bischöfe ist eine so weitgehende, daß wir uns gern dem Ausspruche einiger Mitglieder des Herrenhauses anschließen, sie sei überhaupt nicht diskutirbar. Die Regierung wird daher auch vorerst eine Antwort nicht erteilen. Die Bischöfe verlangen die Herabdrückung der Schule auf einen kirchlichen Standpunkt, wie er nicht einmal zur Konkordatszeit gegeben war. Sie greifen deshalb so einschneidend in weitere Gebiete der gesamten Gesetzgebung ein, daß sie selbst von den konservativsten Elementen keine Unterstützung erwarten können. Ja, wir glauben mit Recht behaupten zu können, die bischöflichen Forderungen wollen selbst gar nichts andres sein als jenes Non possumus, das in der katholischen Kirche eine so große Rolle spielt, das aber, wenn es nur theoretisch zum Ausdrucke gelangt ist, eine Akkomodationsfähigkeit zur Erscheinung bringt, die unter dem Scheine des Märthyrertums die größtmöglichen Vorteile zu erringen bestrebt ist. Wir halten dafür, daß gerade durch diese Forderungen die bisherigen Schulvorlagen samt und sonders aus der Welt geschafft sind und für längere Zeit die Schulfrage einer weitern Behandlung gar nicht unterzogen werden dürfte, obwohl damit auch etwaige auf Verbesserungen des Schulgesetzes abzielende Aenderungen ausgeschlossen erscheinen.

Vermag uns das bischöfliche Wort, im Namen „des gesamten Episkopats der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder“ ausgesprochen, keinerlei ernstliche Besorgnis zu erregen, so vermögen wir doch auch nicht daran vorüber zu gehen, ohne seine Bedeutung für die evangelische Kirche Oesterreichs gewürdigt zu haben. Kurz können wir uns darüber fassen. Die Schaffung eines Schulgesetzes, aufgebaut auf diesen Grundsätzen, wäre gleichbedeutend mit einem Gesetze, das die Ueberschrift trüge: Ausrottung der Protestanten.

Dies bedarf keines weiteren Beweises. In den Schulen katholische Kinder, in der Regel ohne Vermischung mit Kindern andrer Konfession; in den Schulen sämmtliche Lehrer der katholischen Kirche angehörig; in den Schulen bei Ausbildung, Anstellung, Beaufsichtigung der Lehrer die Vertreter der katholischen Kirche allein oder mindestens in der hervorragendsten Weise thätig — das heißt: die evangelischen Kinder in der Diaspora werden katholisch, die evangelischen Lehrer an öffentlichen Schulen werden katholisch, die geschlosseneren evangelischen Gemeinden errichten neuerdings ihre aufgegebnen eignen Schulen, errichten beziehungsweise neue, zahlen aber trotzdem zu den allgemeinen Schullasten; wo dies aber nicht möglich sein sollte, werden auch ihre Kinder katholisch. — Diese Folgen könnten außer den Bischöfen fürwahr nur die eingefleischtesten Antisemiten erfreuen, sofern sie sich daraus einen Erfolg versprechen. Wir aber freuen uns des offnen Wortes der Bischöfe, weil wir der guten Zuversicht sind, daß die Regierung solche Folgen nicht zulassen kann, und darum die Rüttelung am Volksschulgesetze vorläufig abgethan ist.

J E

Das Verhältnis der Armenpflege und Gemeinnützigkeit zum kirchlichen Gemeindeleben

Staat und Gemeinde, Kirche und Schule, Vereins- und Privatthätigkeit sollen friedlich mit einander wetteifern, um der sozialen und religiösen Not abzuhelfen und vorzubeugen. Während man nun lange Zeit hindurch bald die Selbsthilfe, bald die Staatshilfe etwas zu einseitig betont hat, macht sich gegenwärtig eine neue Richtung geltend, die anstatt einer „Verstaatlichung“ ernstlich eine „Verkirchlichung“ der sozialen Bestrebungen bezweckt und die Kirchengemeinde zur Trägerin der freiwilligen Armenpflege und Gemeinnützigkeit machen will. Herr Pastor E. Sulze ist ein Hauptvertreter dieser Richtung

und hat seine Ansichten soeben in zwei höchst beachtenswerten Aufsätzen in Nr. 20 und 21 der Christlichen Welt vom 11. und 18. Mai unter dem Titel: Die Fortbildung des kirchlichen Gemeindelebens weiter ausgeführt. Sulze hat schon früher die Forderung erhoben, daß das evangelische Volk sich auf eins seiner köstlichsten Güter besinnen möge, auf sein Recht, alle Vereine aufgehen zu lassen in dem einen Verein der christlichen Gemeinde! Er hat dann im Jahre 1889 diese theoretische Forderung selbst in die Praxis übersetzt und in seiner Kirchengemeinde Neustadt-Dresden einen sogenannten „Hausväterverband" begründet, der die Aufgabe hat, das religiöse und sittliche Leben und jede Art der Wohlthätigkeit, die nicht in den Bereich der städtischen Armenverwaltung fällt, in dem Bezirke zu fördern.

Der Schreiber dieser Zeilen hat die Statuten dieses Hausväterverbandes, welche in der Christlichen Welt in der Nr. 34 vom 25. August 1889 abgedruckt sind, schon sofort nach ihrem Erscheinen in Nr. 23 der Wochenschrift „Volkswohl" vom 6. Juni 1890 veröffentlicht und dabei die Ansicht ausgesprochen: daß solche kirchliche Verbände, wenn sie von dem richtigen Geist erfüllt seien, für die Erneuerung der Kirche ebenso wichtig werden könnten, wie die äußere und innere Mission. Es kann mir mithin nicht vorgeworfen werden, daß ich ohne Sympathie für dieses Unternehmen sei; um so mehr fühle ich mich verpflichtet, die neuesten Angriffe Sulzes auf die freiwillige Vereinsthätigkeit in armenpflegerischer und sozialer Richtung zurückzuweisen und vor Einseitigkeit in kirchlichen Reformbestrebungen zu warnen. Sulze schreibt Sp. 449 und 450 der Christlichen Welt d. J. Folgendes:

Eine Kirchgemeinde, die an ihren Gliedern keine christliche Liebesthätigkeit übt, gleicht einem Schiffe, das keinen Tiefgang hat. Es ist sinnlos, wenn im Gottesdienst die Gemeindemitglieder als Brüder und Schwestern bezeichnet werden, und wenn sie dann in dem Augenblicke, in dem eins auf die Liebe des andern rechnen muß, einander nichts angehen. Hier zeigt sich am auffallendsten, wie ohnmächtig die Kirche dadurch geworden ist, daß sie kein selbständiges Leben bethätigen konnte. Geholfen mußte werden; da aber die Kirche es nicht that, so fanden in freien Vereinen die sich zusammen, die ein Herz dafür hatten. Für jeden besondern Notstand entstand ein besondrer Verein. Die Vereine machten sich bald Konkurrenz und ermüdeten den Wohlthätigkeitssinn. Um ihn anzuspornen erfand man immer stärkere Reizmittel, Bazare, Schneeballsammlungen, Feste und Lustbarkeiten. Die Not der Armen wurde für ihre Helfer ein Anlaß zu Vergnügungen. Was Wunder, daß die Armen wenig Erhebung der Herzen bei dem Empfang der so zusammengebrachten Gaben empfanden? Die Dankbarkeit, die in sittlicher Anstrengung sich zu erweisen hat, verschwand. An ihre Stelle trat die Begehrlichkeit. Hilft der eine Verein gegen diese, der andre gegen jene Not, stehen vielleicht sogar für dieselbe Not verschiedene Vereine zur Auswahl, so hört jede sittliche Erziehung der Unterstützten auf. Sittlich erziehen können aber die Vereine schon deshalb nicht, weil sie meist nur im einzelnen Notfalle helfen, über das weite Gebiet einer ganzen Stadt sich erstrecken und deshalb unmöglich der Not, um die es sich handelt, auf den Grund sehen können. Willkürlich sind sie entstanden. Niemand hat ihnen einen sittlichen Auftrag gegeben. Eben darum fehlt ihnen die rechte sittliche Kraft und Autorität.

Alle diese Mängel fallen sofort hinweg, nimmt die Kirchgemeinde die Liebesthätigkeit in die Hand. Sie handelt im Namen der höchsten sittlichen Autorität, die es auf Erden giebt. Sie müht sich, den Menschen, ihr Gemeindemitglied, zu retten. Ihre Arbeit ist eine einheitliche. Sie müht sich um die Personen und alle ihre Bedürfnisse. In kleinen Gemeinden oder Bezirken organisirt, ist sie sicher, daß niemand die Bedürftigen so genau kennt wie sie. Für jeden bestellt sie einen besondern Helfer, der stetig einzuwirken verpflichtet ist. Er fordert, indem er giebt; und er giebt, indem er fordert. Er ermutigt zugleich durch sein Beispiel. Da kommt der Ernst der christlichen Liebesthätigkeit zur Geltung. Die Unterstützten merken sogleich, daß hier ein andrer Geist waltet. Die Schlechten widerstreben. Sie ziehen aus dem Bezirke fort, um in einem andern, der noch keine kirchliche Liebesthätigkeit übt, wieder die bequemere Hilfe der Vereine zu suchen. Die Bessern aber sind dankbar dafür, daß sie eine feste Stütze finden, und werden dem christlichen Leben wiedergewonnen. Die Geber freuen sich, ihre Gaben in sichere Hände legen zu können, von den Vereinen nicht mehr ausgepreßt zu werden. Sie geben willig, auch ohne Bitte. Aber um Gottes Willen bitte ich alle, die diese Zeilen lesen, alles aufzubieten, daß die offizielle Kirche diese Arbeit in die Hand nehme. Selbst die innere Mission, so weit sie einzelne unterstützt, krankt an all den Gebrechen, die der Liebesthätigkeit freier Vereine anhaften. Es fehlt auch hier die rechte Mission, die der Herr nun einmal ganz ausschließlich seinen Gemeinden übertragen hat. Ihnen hat er die Sorge für die Seinen auf die Seele gelegt, nicht Vereinen, die, wenn sie mächtiger und mächtiger werden, nur die geordnete Kirche sprengen können. Daß die Kirche aber die Armenpflege der bürgerlichen Gemeinde nicht zu stören hat, das versteht für Protestanten sich einfach von selbst. Beide gehen friedlich neben einander, wie Staat und Kirche überhaupt, weil eben jede ihren besondern Zweck hat.

Die vorstehenden Bemerkungen enthalten zunächst einen innern Widerspruch. Im Eingange erkennt Sulze an: „Da die Kirche es nicht that, so fanden in freien Vereinen die sich zusammen, die ein Herz dafür hatten," und sechzehn Zeilen weiter schreibt er von denselben Vereinen: „Willkürlich sind sie entstanden. Niemand hat ihnen einen sittlichen Auftrag gegeben, darum fehlt ihnen die rechte sittliche Kraft und Autorität." — Wer die Geschichte der modernen Wohlthätigkeit und sozialen Fürsorge ruhig prüft, wird finden, daß sie ihre Entstehung in den meisten Fällen einer wirklichen Not und dem Erbarmen mit dieser Not, d. i. einem sittlichen Auftrage verdanken. Die herumschweifenden Bettler und betrunknen Vagabunden, die verwahrlosten Knaben und die gefallenen Mädchen, die entlassenen Sträflinge, die Kranken und Schwachen, die arbeiten sollten und nicht konnten, die von ihren Ehemännern verlassenen Frauen, die gänzlich verwaisten oder ohne Aufsicht gelassenen Kinder, sowie zahlreiche andre hilfsbedürftige Personen erregten das Mitleid und nötigten zur Bildung von Vereinen, um dem wachsenden Elende abzuhelfen. Man kann zugeben, daß die Vereinsarmenpflege in manchen Fällen zur Wohlthätigkeitsspielerei führt, aber ist es denn recht und billig, wegen des Mißbrauchs, der mit allen Dingen getrieben werden kann, gleich der ganzen Privat- und Vereinswohlthätigkeit den Ernst und den sittlichen Auftrag abzusprechen? Sulze schreibt: „Alle diese Mängel fallen sofort (!) hinweg, nimmt die Kirchgemeinde die Liebesthätigkeit in die Hand. . . . Ihre Arbeit ist eine einheitliche." Ich muß dies entschieden bestreiten, und halte es namentlich in allen größern und mittlern Städten, wo die Einwohner verschiednen Religionen, Konfessionen und Sekten angehören, für höchst bedenklich, das freiwillige Vereinswesen als solches anzugreifen und „alles aufzubieten, daß die offizielle Kirche diese Arbeit in die Hand nehme."

Was ist unter dieser „offiziellen Kirche" zu verstehen? Sulze schreibt in demselben Aufsatze, wo er von der kirchlichen Not handelt, Sp. 444:

Daß die offizielle Kirche an gar manchen Orten sich nicht einmal dazu aufgerafft hat, für eine genügende Anzahl von Geistlichen und Kirchen zu sorgen, das ist eine Schmach, die jeden wahren Protestanten zur Verzweiflung bringen möchte.

Es ist dies ein zweiter erheblicher Widerspruch des Verfassers, daß er die offizielle Kirche auf der einen Seite anklagt, auf ihrem ureigensten Gebiete nicht genug zu thun, und ihr auf der andern Seite wieder weitgehende Aufgaben der freien Vereinsthätigkeit aufbürden will, welche die Kirchgemeinden von ihrem Hauptberufe, die Rettung der Seelen, nur abziehen würden. Die sogenannte offizielle Kirche würde stets in Gefahr sein, zu verknöchern, sobald sie nicht von Zeit zu Zeit durch die freie Privat- und Vereinsthätigkeit neue Impulse empfängt. Der Apostel Paulus wäre in Konflikt mit der offiziellen Kirche zu Jerusalem gekommen, wenn sich diese nicht seiner weitherzigen Auffassung angeschlossen hätte. Hus und Savonarola wurden von der offiziellen Kirche verbrannt. Luther mußte aus der offiziellen Kirche austreten und eine neue Kirche begründen. Wichern hat der offiziellen Kirche gerade durch die von Sulze angefochtene innere Mission neues Leben eingehaucht. Gustav Werner mußte wegen Meinungsverschiedenheiten mit der offiziellen Kirche sein Predigeramt aufgeben und hat ohne die Hilfe der offiziellen Kirche seine zahlreichen christlichen Rettungsanstalten ins Leben gerufen und der Armenpflege die größten Dienste geleistet.

Man würde die protestantische Freiheit und den sozialen Fortschritt selbst gefährden, wenn man die so unendlich vielgestaltige freiwillige Vereinsthätigkeit in die einzige Schablone der Kirchgemeinde auflösen würde. Die Kirche hat einen viel wichtigern Beruf als die Fürsorge für das materielle, geistige und gesellige Wohl; sie hat Seelen zu retten und zu befreien Christus hat nicht mit Geld und Gut, sondern durch seine Lehre und Beispiel der Menschheit geholfen. Der Apostel Petrus hat den Armen zugerufen: Silber und Gold habe ich nicht, was ich aber habe, das gebe ich dir: im Namen Jesu Christi

von Nazareth stehe auf und wandle! Und griff ihn bei der Hand und richtete ihn auf. Erweckung des Gemütes und Willens und Erneuerung des innern Menschen sind so wichtige Aufgaben der Kirche, daß sie sich nur freuen kann, wenn sie viele freiwillige Vereine zur Seite hat, die materielle Gaben spenden, Arbeit vermitteln, Kinder unterbringen und beaufsichtigen oder sonstige soziale Hilfe leisten. Nur die Armenkrankenpflege ist als derjenige Zweig der privaten Wohlthätigkeit hervorzuheben, der von Gliedern der Kirchgemeinde vielleicht mit mehr Erfolg betrieben werden kann, weil den Kranken geistlicher Zuspruch und Verweisung auf innere Güter mehr not thut als Geldspenden. Dagegen liegt die Gefahr nahe, daß in Kirchgemeinden, die über reichliche Mittel zu allerhand Unterstützungen verfügen, die Armen zur Scheinheiligkeit, Heuchelei und Frömmelei verführt werden, weil die äußerlich Frommen, die durch Gebet und Kirchenbesuch sich auszeichnen, mehr als die Gleichgiltigen das Interesse kirchlicher Helfer erwecken werden. Die Geistlichen und ihre Helfer werden ebenso oft getäuscht, wie andre Menschenkinder. Ich habe als Obmann der amtlichen Armenpflege es selbst erlebt, daß ein heuchlerischer Mensch von einem Kirchenvorstande namhaft unterstützt wurde, während die weltlichen Armenpfleger eine Unterstützung ablehnten, weil sie wußten, daß der Betreffende Weinstuben besuchte und des Sommers in Bädern den noblen Kurgast spielte. Die Armenpfleger meines Bezirks, meist Handwerker, die mitten im Volke stehen und die Lebensgewohnheiten des Volkes genau kennen, haben sich mehrfach beschwert, daß die Bemühungen der amtlichen Armenpflege durch Geldunterstützungen von Geistlichen durchkreuzt würden.

Die Kirchengemeinden können wohl in kleinern Orten, aber nicht in großen Städten Träger der freiwilligen Armenpflege und der sozialen Fürsorge für alle Gemeindeglieder werden. Von den zehntausend und mehr Einwohnern, die in Großstädten zu einer Parochie gehören, ist sehr oft kaum die Hälfte wirklich kirchlich gesinnt. Man darf aber doch auch Gleichgiltige und ihre Angehörigen, sobald sie wirklich in Not oder gefährdet sind, nicht im Stich lassen. Man soll „der Armen wegen" und nicht „der Kirche wegen" Hilfe leisten. Wenn das Gute und Edle nur überhaupt geschieht, so wird dadurch auch der christliche Geist gefördert. Ueberhaupt sollte man die Vereinsfreudigkeit und Hilfsbereitschaft, die in freien Vereinen zu Tage tritt, lieber als eine Vorstufe und Gelegenheit zur Pflege christlicher Liebe willkommen heißen und bedenken, daß gerade in humanitären Vereinen sich Anhänger verschiedener Konfessionen friedlich an Werken der Barmherzigkeit verbinden und dadurch unter einander versöhnlicher gestimmt werden, während die verschiednen Kirchengemeinden zuweilen wenig mit einander harmoniren. Weltliche Vereine sind vielen die Stätte, wo sie Mitarbeiter für höhere Zwecke gewinnen.

Wer in großen Städten nur innerhalb der Kirchengemeinde helfen und andre Vereine meiden wollte, würde viele Gelegenheit versäumen, auf das große Ganze zu wirken. Gerade die christlich Gesinnten sollen sich verteilen unter die weltlich Gesinnten und sie durch ihr duldsames Wirken für Andersgläubige von ihrer allgemeinen Menschenliebe überzeugen.

Der Protestantismus würde auf eine seiner wichtigsten Aufgaben, auf die innere und äußere Mission, auf die Durchdringung des ganzen bürgerlichen und öffentlichen Lebens mit evangelischen Grundsätzen verzichten, wenn er sich gegen das moderne Vereinswesen und gegen das Zusammenwirken mit Nichtkirchengenossen in freien Vereinen erklären wollte.

Unsre Zeit ist in der Uebung der Barmherzigkeit schon weit über die lokalen Kreise hinaus zu nationalen und internationalen Vereinigungen fortgeschritten. Wir haben nicht nur einen deutschen Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit, sondern auch einen internationalen Verein für Armenfürsorge. Die Bestrebungen für Krankenpflege in Krieg und Frieden, sowie für Mäßigkeit, Sittlichkeit, Volksbildung, Volkswohl und dergleichen sind lokal, national und international organisirt. Will Herr Pastor Sulze auf alle diese Vereinigungen zu Gunsten lokaler Kirchgemeinden verzichten? Dann würde es auch am Austausch der gegenseitigen Erfahrungen fehlen. Man würde über der Fürsorge für persönliche und lokale Interessen die Fühlung mit den außerhalb stehenden Volksgenossen verlieren und den nationalen und menschlichen Interessen entfremdet werden.

Ich halte es für sehr wünschenswert, daß sich die Idee der Hausväterverbände innerhalb der evangelischen Kirchgemeinde weiter ausbreite und bewähre und weithin Nachahmung finde, und daß die Genossen der Kirchgemeinden vor allem unter sich selbst überall brüderliche und schwesterliche Liebe bethätigen; aber man kann das eine thun und braucht das andre nicht zu lassen. Die Welt ist so groß und der Verkehr der Menschen mit einander bis in ferne Weltteile so innig geworden, daß wir das Hilfsmittel der freien Vereine für alle möglichen guten Zwecke, die der Gesundheit frommen, brauchen und auch für unsre innern evangelisch-christlichen Zwecke mit benutzen müssen.

Die vorstehenden Bemerkungen sollen nur dazu dienen, eine Verständigung über die von Herrn Pastor Sulze angeregten Fragen zu fördern. Dr. Victor Böhmert

---

Vom Evangelisch-sozialen Kongreß zu Berlin

Uebersicht: 1. Geschichtliche Bedeutung; 2. Der Gemeindegedanke auf dem Kongreß; 3. Der Vereins- und Agitationsgedanke auf dem Kongreß; 4. Schlußwort.

1. Geschichtliche Bedeutung

Es mag kühn erscheinen, unmittelbar unter dem Eindrucke des verflossenen ersten Evangelisch-sozialen Kongresses seine geschichtliche Bedeutung feststellen zu wollen. Indessen wenn man das in aller Bescheidung mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, in seinem Urteil irren zu dürfen, versucht, so wird dieser Versuch wenigstens erlaubt sein.

Der Evangelisch-soziale Kongreß, der vom 27. bis 29. Mai in Berlin abgehalten wurde, hat einen merkwürdigen und sehr erfreulichen Verlauf genommen. Sieben- bis achthundert Männer aus dem evangelischen Deutschland, nur zur größeren Hälfte Pastoren, haben mit fast ununterbrochner einmütiger Ausdauer den langen und anstrengenden Sitzungen beigewohnt. Der Ernst der sozialen Lage, die Notwendigkeit, als evangelische Christenheit ihr gegenüber zu handeln, die dafür zu Gebote stehenden Mittel wurden in trefflichen Vorträgen und lebhaftem Austausch eingehend durchgesprochen. Was über die Anregung, Gewissensmahnung und Ermutigung, die jeder einzelne davon mit heimgenommen hat, an greifbaren Früchten der That daraus gedeihen wird, entzieht sich allem Erwarten; als vorläufiger Ertrag des Kongresses besteht jetzt ein Aktionskomitee (der deutsche Ausdruck „Arbeitsausschuß" wurde nicht für schön und deutlich genug befunden) von neun Berliner Teilnehmern, die ein einmütiges soziales Wirken der evangelischen Christen unsers Vaterlandes in die Wege leiten sollen.*) Eine Verständigung über die rechten Mittel und Weisen solchen Wirkens ist in nicht verächtlichem Maße erreicht und für die Zukunft in noch höherem Maße angebahnt worden.

Wie zeitgemäß und wichtig aber der Kongreß nach seiner sozialen Absicht war, so merkwürdig verlief er in kirchlicher, kirchenpolitischer Hinsicht. Männer verschiedenster theologischer und kirchenpolitischer Vergangenheit haben nicht nur zusammengetagt, nein auch in größter Offenheit ihren Standpunkt gewahrt und dem abweichenden widersprochen, und sind doch darum nicht auseinandergefahren, sondern haben sich um so freudiger und entschlossener die Hand zur gemeinsamen Arbeit gereicht. Der Kongreß hatte seine hochdramatischen Momente. Von den lebhaften Auseinandersetzungen der vertraulichen Vorbesprechung muß ich schweigen; aber das Zwiegespräch z. B., das in der letzten Verhandlung zwischen Stöcker und Harnack geführt wurde, und, was nicht das Geringste, die Haltung der Versammlung

*) Das Komitee besteht aus den Pastoren Burkhardt, von Soden und Stöcker, dem Professor der Theologie Kaftan, den Reichstagsabgeordneten Professor Delbrück, Dr. Kropatscheck und Oekonomierat Nobbe, dem Kommerzienrat Metzenthien und dem Professor der Nationalökonomie Adolf Wagner. Es soll Männer, die sich mit der sozialen Frage befaßt haben, aus dem ganzen evangelischen Deutschland sich kooptiren: Hesekiel, Sulze, Uhlhorn, Wichern wurden ausdrücklich dafür in Aussicht genommen.

dabei, wird jedem Zuhörer unvergeßlich sein, und war, verglichen mit dem, was wir auf kirchlichen Versammlungen sonst gewohnt sind, etwas völlig Neues.*) Die Arbeiter und Handwerker, auch wohl die Fabrikanten und sonstigen Laien, die beigewohnt haben, mögen gewisse Auseinandersetzungen als wenig zur Sache gehörig empfunden haben: sie bildeten die unerläßliche Vorbedingung der künftigen gemeinsamen Arbeit. Es war ja nicht nötig und nicht möglich, *alle* vorhandenen Streitpunkte, wie sie die verschiedne wissenschaftliche und kirchliche Stellung, wie sie die Vorgeschichte der hier vereinten Persönlichkeiten mit in die Versammlung brachte, auszusprechen und auszutragen; aber der Ton und die Weise, wie solche Streitpunkte künftig getragen und ausgetragen werden sollten, den galt es zu finden, und ich denke, den hat man gefunden. Es ist nicht abgegangen ohne persönliche Opfer beim Zusammenkommen, Zusammentagen und Zusammenwirken; aber diese Opfer sind gebracht worden *von beiden, von allen Seiten*, nicht bloß von leitenden Männern, sondern auch von den verschiednen Gruppen der Versammlung selbst bis zum einzelnen heißspornigen Parteimitgliede.

Und eben die Thatsache, daß diese Opfer gebracht worden sind, berechtigt uns zu Hoffnungen für die Zukunft. Gott schickt unsrer Kirche so ernste Zeiten nicht umsonst. Unsre Kirche wird Segen von der Not haben, wenn sie sie versteht, und in demselben Grade wird sie die Kräfte haben und entwickeln, die zur Bekämpfung der Not von ihr begehrt werden und von ihr allein eingesetzt werden können.

Unsre Erinnerungen wollen den hoffentlich bald erscheinenden stenographischen Bericht nicht ersetzen. Noch weniger aber möge man sich auf die Wiedergabe verlassen, welche die Verhandlungen in der Tagespresse gefunden haben. Auch in den besten Blättern sind uns arge Mißverständnisse und Verunstaltungen begegnet. Kein Wunder, da die Vertreter der beiden auf dem Kongreß vereinigten Richtungen evangelisch-sozialer Arbeit selbst erst nicht ohne Mühe und Geduld gegenseitiges Verständnis suchen mußten. Ich bin wenigstens überzeugt, daß die hauptsächlich von Freunden dieses Blattes dort verfochtenen Grundsätze auf christlich-sozialer, bez. christlich-konservativer Seite bis zuletzt nicht allgemein begriffen worden sind, und daß man, wo es sich für uns um äußerst praktische Dinge handelte, nur doktrinäre Verwahrungen hinnehmen zu müssen meinte.

Es wird das Hauptziel meines Berichtes sein, den beiderseitigen Standpunkt klar auseinander zu halten und die Wege zu zeigen, auf denen ein gemeinsames Vorgehn trotzdem möglich und geboten ist, wie sie sich für mein Auge dank den Berliner Beratungen geöffnet haben. Und soll ich den Unterschied der beiden Standpunkte gleich heute kurz andeuten, so ist es der: unsre Freunde halten es für die durch die soziale Krisis der evangelischen Christenheit unmittelbar gestellte Aufgabe, die in ihr schlummernden sittlichen Kräfte ganz anders als bisher zu heben und in Thätigkeit zu setzen, damit jeder Stand seine Pflicht thut. Wir wissen uns damit in vollkommener Uebereinstimmung mit weiten Kreisen sowohl des liberalen Protestantismus als des konfessionellen Luthertums. Die christlich-sozialen, christlich-konservativen Einberufer des Kongresses wollen dagegen ein unmittelbares Eingreifen der Pastoren der organisirten Kirche, mannichfacher christlich-kirchlicher Vereinigungen in die soziale Bewegung, den sozialen Kampf selbst, ein Durchsetzen bestimmter wirtschaftlicher, politischer und sittlicher Einrichtungen und Rechte von Kirchen- und Christentums wegen mit allen erlaubten Mitteln: Agitation, Parteibildung u. s. w. Scheinbar kommt es uns mehr auf die Voraussetzungen des christlichen Handelns an, ihnen auf das Handeln selbst. Aber vielleicht haben doch auch wir ein sehr bestimmtes und entschiednes Handeln im Sinne und werden, wenn sie sich unsre Voraussetzungen aneignen — wie sie als gute evangelische Christen u. E. können und müssen —, auch gerne bei dem Wirken, das ihnen am Herzen liegt, mit Hand anlegen. R

*) Auch gegenüber den Verhandlungen des Evangelischen Bundes insofern, als die vertretenen Gegensätze dort nie so zur öffentlichen Aussprache gekommen sind.

Etwas von Hans Derschlag

Eine Geschichte aus der Berliner Volkstribüne

Die wenigsten von unsern Lesern kennen sozialdemokratische Zeitungen. Wir werden es uns daher angelegen sein lassen, zuweilen Mitteilungen aus solchen zu machen, die vom christlich-kirchlichen Standpunkte irgend unsre Aufmerksamkeit verdienen. In Folgendem geben wir eine Erzählung aus Nr. 20 der Berliner Volkstribüne Max Schippels: *Etwas von Hans Derschlag.* Skizze von K. Paul mit einer geringen, für die Sache unbeträchtlichen Streichung wieder.

Der Hans Derschlag war ein frommer Mann und ein gerechter Mann, der wußte, was er von andern zu verlangen und was er selbst zu thun hatte. Und erst nach langem, langem Zureden seiner Frau, die krank im Wochenbette lag, zog er sich den Sonntagsrock an — aber das hatte er zuerst nicht thun wollen — und ging zum Herrn hinauf auf den Hof.

Und der Herr war auch ein frommer Mann und ein gerechter Mann, und der sagte dann zu Hans: Das ist ja ganz schön — aber — jetzt ein paar Pferde, wo wir gerade beim Heu sind — na, wollen sehen, was sich machen läßt.

Ach, Herr, erwiederte der Hans, wenn schon, denn man gleich. Das Kindchen lebt nur noch so vor sich hin — es stirbt ja mir unter ...

Gott, Hans, manches andre ist doch schon ...

Jawohl, Herr; aber man nicht meins; das soll mir doch nicht so wie ... wie ... ein Stück Vieh — dabei ruckte es in ihm ganz seltsam auf — meins soll doch *nicht hinten am Zaune* ... Er konnte wieder nicht weiter — Nee, Herr, Timötes all aspanne laute. Min Ullsch würd mi dat nie vergäwe, wenn dat Jöhr ungedöbt stürw, und min ull Mutting würd mi nie me atchietche; sei is so froumm, sei is ja'en Polsch, unn — nee, Herr, dhoes Ji mi dat nie a.

Das hatte der Hans ganz schnell gesprochen, wobei er immer die Mütze drehte und ab und zu mit der Hand den blauen Rock herunterfuhr, als vergewisserte er sich, daß all die schönen blanken Knöpfe noch daran wären, die schönen blanken Knöpfe, die sein ganzer Stolz waren.

Der Herr schwieg; der Hans schwieg auch; aber er staunte in sich hinein und wunderte sich baß, wie er rührsam gesprochen und sich, und natürlich dem Herrn, *die Notwendigkeit der Taufe* eingeredet, obwohl er die vorher gar nicht für so unumgänglich gehalten und erst die Weiber seine Bedenken halbwegs beseitigt.

— — — [Der Herr giebt endlich seinem besten Arbeiter seine schlechtesten Pferde.] — — —

Das dauerte nun nicht lange, so saß der Hans auf dem Bretterwagen und fuhr nach der Stadt. Fahren konnte er, das mußte man ihm lassen, und das zeigte er, als er ohne viel Hallo, ohne Peitsche die Grauen vor den Augen des Herrn in einen gelinden Trab brachte, die alten Grauen, die so abgemagert und wacklig und langsam waren, daß man sie spottlustig nur die „Herreneseł" nannte. Bezeichnender aber wäre der Beiname „Westpreußen" gewesen. Seine ganze Kunst aber bewies der Hans, als er in kurzem Schwenken gerade auf dem abschüssigen Berg, auf dem das Pfarrhaus stand, scharf umbog, sodaß der Wagen zum Abfahren gleich bereit stand. Das machte ihm hier so leicht niemand nach — mit solchen Mähren sicher nicht. Darauf stieg er ab, ganz sachte, klopfte sich Rock und Stiefel zurecht, band die Leine an eine Speiche, spannte einen Schwengel ab, damit die „Westpreußen" nicht lostrackten — das that er aber nur so aus Gewohnheit, denn bei den Grauen wars gar nicht nötig — und schritt aufs Haus zu. Das war ein großes Haus, so groß wie das des Herrn; drum getraute er sich auch nicht an der Vorderthür zu klingeln; er torkelte zur Hofthür, hin zur Küche und fragte dort nach dem Superintendenten.

Was er denn wolle?

Und Hans erzählte breit sein Leid.

Da käme er gerade zu unpaß.

Hans schüttelte den Kopf und sah der Magd treu und traurig in die Augen.

Hier sei heute große Gesellschaft ... und das sei so weit bis zu ihm.

O, er habe ein paar gute Pferde — das log nun der Hans ganz augenscheinlich — und er wollte schon auf den Superintendenten selbst warten, fügte er dann hinzu.

Das that er auch redlich. Und die „Westpreußen" standen geduldig vor der Thür und träumten von bessern Tagen, den Tagen der Jugend und des reichlichen Futters, und der Hans saß ruhig auf dem Küchenschemel und wanderte mit den Augen herum auf all das Seltsame, was er sah. Manch einer ging vorbei, draußen und drinnen, der sah das *Untier*, draußen und drinnen, und fragte sich, wie das zum feinen Pastorhause heute käme, und konnte nicht daraus klug werden.

Endlich erfuhr es doch der mit dem langen Namen; der machte denn ein würdiges Gesicht — der junge Referendar hatte soeben einen seiner Witze erzählt — und bequemte sich zum Hans, der nochmals breit seine Not vortrug. Und der Herr Superintendent war ein frommer Mann und ein gerechter Mann, der wußte, was die *andern ihm schuldig waren*; und als das stimmte und der Hans ihm die sechs Mark auf den Tisch gezählt — mancher Nickel war darunter, und dem Hans wurds etwas schwer, das aufzuzählen —, ging der Superintendent mit verbindlichem Lächeln zu seinen Gästen hinein und erzählte in salbungsvollen Worten, daß er leider in die Hütte eines Armen gerufen werde, um dort einem sterbenden Kinde die heilige Taufe zu geben; das Kleine sei eins

von Zwillingen, und es sei das siebente, das Gott dem armen Manne geschenkt ... und dabei hüstelte der Referendar, und die andern hüstelten auch und sahen sich an und fragten mit stummen Lippen und lächelnden Augen, was so ein Armer mit sieben Würmern wolle. Das war nun ein Thema; und dabei wurde man so selig im Gefühl selbstbewußter, befriedigter Würde, daß man ganz den armen Hans und seine Not vergaß, auch seine Grauen, über die man vorhin doch so herzlich hatte lachen müssen, weil sie der Hans erst nach langem Schnalzen und manchem Hieb in Trab gebracht; dabei hatte der Herr Superintendent eine so unglückliche Figur gemacht, daß sogar seine liebe Mine, sein treues Gesponst, den Gästen das Lachen verziehen.

Unterdessen war der Hans schon weit aus der Stadt, aber in recht böser Stimmung; denn er hatte vergessen, Zucker und Zimt, Mehl, Weizenmehl und Rosinen mitzubringen. Das sollte zur Taufe am nächsten Sonntag, oder auch, wenn das Kleine vorher sterben sollte, zum Begräbnis dienen. Nun hatte er Bange vor der Muhme, und dabei fuhr er schneller, als er wohl fahren sollte, und die Grauen bekamen manchen Klaps ab, den sie eigentlich gar nicht verdienten. So kam er aufs Vorwerk, vor sein Haus.

Mit Mühe schälte sich der Superintendent aus der Masse der Decken und Tücher — er war etwas pimpelig. Nachdem auch der Hans schnell die Pferde besorgt, schritten sie beide, begleitet von Hansens zahlreichem Nachwuchs, aufs Haus zu, in die Hütte, Baracke, Bude, Klabache, Kabise, Kabuse — Kathe — alles auf deutsch Einwohnerhaus.

Die Muhme empfing sie mit vielen Knixen, Thränen und Worten.

Der Pfarrer trat an das Bett der Wöchnerin und reichte ihr die Hand; und das arme Weib ergriff sie mit beiden Händen und umklammerte sie so, als wenn das allein schon Trost wäre — den bekam sie aber noch extra und reichlich.

Nun wartete der Pfarrer. Die Muhme wischte schnell noch einmal mit der Schürze die kupferne Waschschüssel aus — das war noch ein Hochzeitsgeschenk der Mutter vom Schulzenhof —, schüttete Wasser hinein, stellte sie auf einen Stuhl mitten im Zimmer und holte dann das Kind.

Die Zeremonie begann.

Der Pfarrer beim Waschbecken unbeweglich, vor ihm die Muhme mit dem Kind, an dessen Röckchen, jede an einem Zipfel, zwei Alte anfaßten, deren man bei der vielen Arbeit draußen auf dem Felde allein hatte habhaft werden können.

Sonderbares Bild, fast lachhaft und doch rührend: zwei zitternde, zerfallene Mütterchen geben einem lebensunfähigen Kinde das Geleit ins Jenseits.

Und ringsum der Hans und seine fünfe, die wie die Orgelpfeifen dastanden, eins immer kleiner wie das andre, und die mit staunenden Augen den fremden Schwarzen anstarrten, der so seltsame Worte spricht, — dann schließlich mit drei Fingern ins Wasser patscht und nasse Tropfen dem Brüderchen dreimal ins Gesicht spritzt. Hierbei wimmerte das kleine Wurm auf; doch das kleine Stimmchen drang nicht durch: denn der Pfarrer hatte soeben mit vollem Brustton und vollem Augenaufschlag gesprochen: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. — Amen.

Bei jedem Namen duckten sich die beiden Alten und ruckten und zerrten dabei an den Kissen, daß die Muhme fast auch mitknicksen mußte, was sie gar nicht thun durfte — denn sie hielt ja das Kind.

Und ein Hauch andächtigen Lauschens, seliger Vergessenheit durchwehte das Zimmer; seltsame Ruhe überkam alle, und die Angst des Todes, die sie hier vereinigt, löste sich auf in — das wußte eigentlich keiner recht zu sagen, — auch nicht die Wöchnerin, die langsam ihr Haupt neigte — und mit einem male friedsam druselte.

Jetzt regte sich der Pfarrer; er trocknete sich die Finger. Die Muhme trug das Kind fort, die beiden Alten humpelten mit, jede an ihrem Zipfel, die Kinder folgten — hin in die Ecke. Als die Muhme das Kind aber betten wollte, fand sie es tot. Sie deckte es leise mit ihrer Schürze zu und ging zum Hans: Dat Jöhr ist all dot! und der Hans hob die Schürze auf: Dot, — all dot! Dabei kam ihm etwas wie eine Thräne ins Auge, die wischte er sich ab, den ganzen Aermel entlang.

Nun standen sie alle wieder vor dem Kind, der Pfarrer sprach einige Worte des Geleites; dann gab er dem Hans, auch der Muhme, die Hand und ging — niemand begleitete ihn.

Aber die flüsterte schnell noch dem Hans was ins Ohr; der nickte eifrig und holte den Pfarrer vor der Thür ein; da machte er einen tiefen Beuger, er kam mit einer großen Bitte: Herr Superndent, — wollen Sie nicht, — nicht gleich auch das andre lütte — Sie sind ja nun hier — das ist ja ein Weg!

Sollte der Schwarze das nicht verstanden haben? ... Hans wartete — nun wurde er deutlich: Taufen Sie mir schon das Wurmken!

Die Wöchnerin schrak auf, sie hörte die letzten Worte, die der Hans fast geschrieen hatte, und von ihrem Lager rief sie dazwischen: Machen Sie das schon ab, Herr Pfarrer ...

Doch der Schwarze, der wußte, was sich gehörte, sagte ganz wohlwollend zum Hans: Aber lieber Mann, wißt Ihr denn nicht: jede Haustaufe kostet sechs Mark!

Der Hans: Ja, Herr Pfarr, das haben wir ja auch schon angewandt — und da das nun doch umsonst war ...

Da bekam er von der Muhme einen Stoß und ein Haltsmaul — dafür sprach sie: Wenn Sie schon so freundlich sein wollen, Herr Superndent.

Sie hatte doch Lebensart und hätte die Sache wohl zum Guten gewandt, wenn nicht der Hans wieder gerufen hätte: Na, Herr Superndent, wir sind arme Leute und das bischen Wasser ... und aus dem Bette hallte es nach: Arme Leute, nur diesmal ...

Der Hans sah, der Pfarrer schwankte. Nun noch einen Trumpf, und er hatte gewonnen; drum sagte er ganz jovial: Na, Herr Pfarr, ich habe Ihnen schon manchen hübschen Verdienst gebracht, machen Sie das diesmal schon so ab.

Was der Hans nur schwatzte, die Muhme kam gar nicht zum vernünftigen Wort, und ihr Zuppen half auch nichts. Aber auch Hansens Reden half nichts; denn der Pfarrer schwankte gar nicht; seine Gerechtigkeit hatte längst entschieden; und indem er der Wöchnerin noch ein paar Worte des Trostes über den Tod des Kindes zuwarf, ging er.

Doch die verstand ihn nicht; der Hans mußte ihr das erklären. Da hätte sie nun wohl aufschreien mögen, — sie konnte das nicht; langsam sank sie in die Kissen und murmelte: Hei hatt all dhoun schullt.

Das meinte der Hans auch und die Muhme und die Alten. Aber der Pfarrer, der doch ein frommer und gerechter Mann war, mußte das besser wissen; sie hielten ihr Urteil zurück und dachten nicht weiter nach und zürnten nicht.

Der Hans mußte nun dem Pfarrer folgen, der schon wartend auf dem Wagen saß. Schweigend fuhren sie los. Langsam krochen die Westpreußen vorwärts. Was kümmerte das den Hans, daß der Pfarrer ihm öfters zurief, schneller zu fahren. Wenn er auch ab und zu einhieb, er vergaß das bald wieder. Seine Gedanken waren ganz wo anders. Da hätte er den Weg zur Stadt der Taufe wegen so schön sparen können, auch die drei Mark, die er noch zahlen mußte. Nun kam auch das teure Begräbnis. Aber dazu wollte er den Pastor nicht nehmen. Hätte der die Taufe umsonst gemacht, dann hätte er sich das wohl geleistet. Der Schulmeister machte das doch gerade so gut, wenn nicht besser, billiger jedenfalls — mit diesen bösen Gedanken brachte er den Superintendenten ab.

Der trat wieder mit verbindlichem Lächeln unter seine Gäste und bat um Entschuldigung, daß sie ihn so lange entbehrt. Er sei noch zur rechten Zeit gekommen; denn kurz nach der heiligen Taufe sei das Kindchen gestorben. Hierauf salbaderte er — wie er dazu kam, wußte eigentlich niemand zu sagen —, wie die Armut fast alle edleren Gefühle unterdrücke, wie dann aber doch wahre Gottfrömmigkeit, Gottähnlichkeit hervorbreche aus des Menschen Brust, wenn Gottes Hand sichtbar im Unglück sich zeige. Das habe sich ihm jetzt wieder einmal geoffenbart — doch seine Gäste interessirte das sehr wenig; sie waren hier ja nicht in der Kirche; und der lustige Referendar wußte mit einem male, als der Pfarrer nach einer langen Periode Atem schöpfte, das Gespräch auf den nächsten Kasinoball zu bringen, und ehe der Herr Superintendent sich von seinem Staunen erholt hatte, war man schon beim zweiten Tanz, den der Herr Superintendent als geistlicher Herr niemals mitmachte. Und das war gut; denn für die lieben guten Leute, die bei Pastors auf der Gesellschaft sind, paßt solch ein Gespräch nicht; das verdirbt nur den Magen — und des Herrn Pfarrers liebe Mine kochte doch so gut.

* * *

Am folgenden Sonntag saß der Hans auf der Galerie in der Kirche; da gab es nämlich ordentlich Parkett, erster Balkon, zweiter Balkon und dritter, gleich Galerie, gleich Bullerloge. Aber von hier oben konnte man das Theater gar nicht gut übersehen, zumal wenn man, wie der Hans, nicht gleich in der ersten Reihe sitzt. Und hätte der Herr Superintendent nicht ein solch schönes, lautes Organ, man würde auch von der Predigt nicht viel gehört haben, was wirklich der Fall war, wenn er sich einmal keine große Mühe gab, das heißt nicht schrie. Und dann wurde es hier oben so gemütlich, so ruhesam. Der Friede, der draußen nicht herrschte, wohnte dann hier, und in seinen Armen nickten und schliefen die Armen des Herrn. Hatten sie doch meistens einen weiten Weg zur Kirche gehabt und hatten sie doch auf die müden Beine die bekannte Stärkung setzen müssen — und das fiel immer in die Augen — sonderbar.

So gings auch heute dem Hans. Er druselte. Plötzlich fuhr er auf — das war nicht sein Nachbar, der ihn anstieß, auch nicht sein Vordermann, nein — auch die träumten — sein Name lief durch die Kirche: Des Arbeiters Hans Derschlag. Es wird beweint von den Eltern und sechs Geschwistern. Das sechste war das fünftägige Wurm.

Dann hörte er weiter — und das klang sehr schön, — etwas von den Kindern, die von den Engeln zum Vater geholt werden und dort Engel werden.

Der Hans wurde ganz gerührt und weinte vor sich hin und war zugleich doch ordentlich stolz, daß die ganze Gemeinde auf seinen Schmerz lauschte. Das stimmte ihn so mild, daß er sich vornahm, wenn der Klingelbeutel käme, sich nicht lumpen zu lassen und was Tüchtiges hineinzuwerfen.

Als er wieder aufhorchte, hörte er ganz fremde Geschichten, was ihn baß wunderte, Geschichten, die ihn gar nichts angingen:

Es werden Danksagungen zu thun begehrt: für die Ehefrau des Malermeisters und Ratsherrn dieser Stadt Herrn Karl Stüwe, die am 9. dieses Monats von einem Knaben unter Gottes gnädigem Beistand glücklich ist entbunden worden. Herr Gott, du hast ... schwerbedrängten Mutter ... Stunde der Gefahr ... danken dir ... und bitten ... Knäblein zur Freude seiner Eltern ... christlicher Erziehung ...

Nein, darauf brauchte der Hans nicht aufzupassen. Und doch, nun kamen andre Danksagungen, von Arbeiterfrauen, so viele, so viele; der Hans bekam ordentlich Angst, daß er seinen Namen überhören oder daß der Pfarrer ihn ganz vergessen könnte. Das war aber nicht der Fall; er vernahm ihn ganz deutlich, und der Pfarrer hielt dabei an, merklich an, und verpustete sich; denn diese geringen Namen hatte er mit aal-

glatter Zunge heruntergerasselt. So fiel auf Hansens Namen wieder ein volles Gewicht — auch das gefiel ihm an dem Pfarrer.

. . . Endlich — hier kam die große Pause — für die Ehefrau des Arbeiters Hans Derschlag, die am 9. dieses Monats — gerade wie bei Stüwes, dachte der Hans — von Zwillingen... unter Gottes gnädigem Beistand glücklich sind entbunden worden. — Das „sind" bezog sich auf alle Frauen vorher — natürlich Arbeiterfrauen. — Nun kamen wieder die Worte, diesmal aber für alle Frauen und viel schneller als bei Stüwes: bedrängte Mütter — Stunde der Gefahr . . . Gnade, wahre Christen; das rührte den Hans wiederum; und als der Klingelbeutel dann kam, da griff er tapfer in die Weste und warf das Geld nur so hinein. Aber das fiel nicht gleich durch den Spalt; und so mußte er den Beutel hin und herschütteln, und dabei klingelte er, als wenn er plötzlich Küster in einer katholischen Kirche geworden wäre und beim Abendmahl das begleitende Kling-klang-gloria zu machen hätte. Die Nachbarn sahen den Hans zwar an — das störte ihn aber nicht; er klingelte ruhig weiter, bis das Geld durchgerutscht war. Auch unten regten sich die Frommen und zürnten der dummen Störung, und ein Herr im Parkett machte einen Witz, das klang wie „zur Deckung der Unkosten."

Aber was der Hans war, der gab den Köcher ruhig seinem Nachbar und freute sich, als der nur zwei Pfennige hineinlegte, und der andre gar nichts und der vierte auch nichts.

Ja, der Hans freute sich und war mit sich recht zufrieden, und wenn er später mal tüchtig prahlen wollte, dann erzählte er, wie er einmal dem Pfarrer einen Dittchen Neugeld, ganze 10 Pfennige in den Klingelbeutel geworfen. Da staunten denn die andern und nannten den Hans einen forschen Kerl. Aber das erzählte der Hans nicht, daß ihn zu Hause die Muhme, der er seinen Heldenstreich vorführte, tüchtig heruntergekanzelt, da solche Prahlerei ganz unnötig gewesen. Denn der Pfarrer habe Geld genug; er brauche das nicht von armen Leuten. Das leuchtete dem Hans zwar ein; aber er meinte doch, so was wie eine gute Rührung könne man sich schon was kosten lassen.

Und darin hat der Hans ganz recht, was gar nicht wunders ist; er war ja ein frommer Mann und ein gerechter Mann, der wußte, was er von andern zu verlangen und was er selbst zu thun hatte. Und wer ihm Gutes thut, der wird belohnt — mit klingender Münze. So gehört sich das; denn das sieht jeder und hört jeder und nimmt jeder gern.

An diese Geschichte möchten wir vier Fragen knüpfen und die Kundigen unter unsern Lesern um Auskunft bitten:

1. Kommt es irgendwo im evangelischen Deutschland vor, bez. noch vor, daß ungetauft verstorbne Kinder hinten am Kirchhofszaune beerdigt werden?

2. Kommt es irgendwo vor, daß für Nottaufen (im Unterschiede von aus freier Wahl beliebten Haustaufen) Gebühren eingefordert werden?

3. Ist irgendwo — insbesondre in Westpreußen — eine doppelte Danksagung bei Geburtsabkündigungen in Uebung oder auch nur möglich?

4. Fällt irgendwo — etwa in Westpreußen — der Ertrag des Klingelbeutels dem Pfarrer zu? R

Von der Heidenmission

(Eine Todesbotschaft aus Japan) bringt das Aprilheft von Warnecks Allgemeiner Missionszeitschrift. Am 26. Januar starb, erst 46 Jahre alt, Dr. Joseph Nisima, der allen Freunden der japanischen Mission wohlbekannte Gründer und Vorsteher der christlichen Erziehungsanstalt Doschischa in Kioto. Nach allem, was die Missionszeitungen früher über Nisima berichtet haben, bedeutet sein Tod einen schmerzlichen Verlust für das Werk der evangelischen Mission in Japan. Er vereinigte gründliche wissenschaftliche Bildung mit dem edelsten Gemüt, dem reinsten Charakter. Er war einer der bedeutendsten christlichen Gegner jener Reformbewegung in Japan, die das Christentum bloß als Mittel zur Förderung der äußern Kultur, nicht aber als die Kraft zur Wiedergeburt des Herzens und des Lebens einführen will.

Die Doschischa, im Jahre 1875 gegründet, zählt zur Zeit ungefähr neunhundert Schüler und Schülerinnen. Die Unterrichtsgegenstände sind ungefähr die eines europäischen Gymnasiums; für künftige Prediger des Evangeliums ist ein besondrer theologischer Kurs eingerichtet. Durch den Einfluß des die ganze Anstalt beherrschenden christlichen Geistes und nicht zum wenigsten durch die Macht der Persönlichkeit Nisimas sind viele Hunderte ihrer Schüler, die als Heiden eingetreten waren, zunächst um weltliches Wissen sich zu holen, im Laufe der Jahre zu Christo geführt worden. Schon vor längerer Zeit schrieb die Japan Weekly Mail über die Doschischa: „Der theologische Unterricht ist nicht obligatorisch. In der Regel aber sind die Zöglinge, ob sie nun den theologischen Kurs mitgemacht haben oder nicht, bei ihrem Austritt Christen, d. h. von 100 jedenfalls 80. Soviel ist gewiß, daß die Doschischa durch die Schar wohlunterrichteter Christen, welche alljährlich aus ihr hervorgehen, einen viel bedeutenderen Einfluß auf das ganze Land ausübt, als durch noch so eifrige, aber vereinzelte Anstrengungen der Missionare zu erreichen wäre."

Wir hoffen und wünschen, daß auch nach dem Hinscheiden Nisimas die Doschischa fortfahre, als ein Salz und Licht namentlich unter den höheren Ständen Japans zu wirken, und daß bald das schon längst erstrebte Ziel erreicht werde, die Anstalt zu einer vollständigen christlichen Universität auszubauen, zu welchem Zweck vor kurzem ein amerikanischer Missionsfreund eine Gabe von 400000 Mark auf einmal gegeben hat. F-E

(Eine Todesbotschaft vom Viktoria Nyanza), zuerst von politischen Blättern gebracht, wird leider vom Church Missionary Intelligencer bestätigt: erst 40 Jahre alt starb der in den Diensten der englischen Kirchenmissionsgesellschaft stehende Missionar Alexander Mackay, von Geburt ein Schotte. Mackay ist es wohl wert, daß wir seiner an dieser Stelle gedenken. Er war einer der treuesten, eifrigsten, unerschrockensten Vorkämpfer der evangelischen Mission in dem unruhigen, hoffnungs- aber auch schreckensvollen Ugandareiche. Vom Jahre 1878 an hielt er unter allen Wechseln und Stürmen bis zum Jahre 1887, eine Zeit lang als der einzige evangelische Missionar, in Uganda aus. Er erlebte die schauerlichen Greuel der Christenverfolgung durch Mwanga 1885 und 1886, ja mußte zum Teil mit eignen Augen zuschauen, ohne irgend etwas dagegen thun zu können. Er sah aber auch die wunderbare Treue und Standhaftigkeit der armen Opfer des blutdürstigen Königs und durfte sich an der schönen, freilich nur kurzen Ernte nach der blutigen Saat erfreuen. Im Juli 1887, nachdem seine beiden Mitarbeiter O'Flaherty und Ashe schon vorher sich hatten zurückziehen müssen, wich endlich auch Mackay der Eifersucht der arabischen Händler und dem Argwohn des Tyrannen. Er zog sich an das Südwestufer des Sees nach Mtalala, später nach Kwa Makolo zurück. Seine Stelle durften bald nachher die Missionare Gordon und Walker einnehmen. (Vergl. Nr. 15, Sp. 352 f.)

Was Mackay in der friedlichen Zeit, so lange König Mtesa († 10. Oktober 1884) noch lebte, zur äußern Kultur von Land und Leuten in Uganda gethan hat, hat er selbst in anschaulicher Weise uns geschildert, z. B. in einem Briefe vom März 1882 (vergl. Missionsmagazin 1883 Nr. 1). Wir dürfen derartige Schilderungen von der Kulturarbeit evangelischer Missionare uns wohl immer wieder ins Gedächtnis rufen in einer Zeit, wo man bei uns in Deutschland so sehr geneigt ist, immer nur die Kulturerfolge der katholischen Missionare in Ostafrika zu rühmen. Aber wichtiger freilich, als alle die Pflanzungen und Bauten, die Schreiner- und Schmiedearbeit Mackays und seiner Freunde in Uganda sind uns die Früchte seiner eigentlichen Evangelisationsarbeit. Vielleicht erinnern sich manche Leser der Christlichen Welt an das Zeugnis, das Stanley in einem von den Daily News (7. Januar d. J.) veröffentlichten Briefe den Uganda-Christen und dem edlen Mackay ausgestellt hat. Er schreibt:

„Ich halte diese starke Schar von eingeborenen Christen im Herzen Afrikas — die lieber um ihres Glaubens willen in die Verbannung gehen, als sich einem gegen ihren Glauben gleichgiltigen oder feindseligen König unterwerfen — für einen stärkern Beweis von dem Werk Mackays, als ihn mir irgend eine stattliche Anzahl von ansehnlichen Gebäuden mit dem Namen einer Missionsstation geben könnte. Diese eingeborenen Christen haben die schrecklichsten Verfolgungen ausgehalten; Pfahl und Feuer, Strick und Keule, Messer und Kugel, alles ist versucht worden, um sie zur Verwerfung der Lehre, die sie ins Herz aufgenommen haben, zu bewegen. Standhaft in ihrem Glauben, fest in ihrer Ueberzeugung haben sie alle zusammen tapfer und entschlossen ausgehalten; und Mackay und Ashe dürfen mit gerechtem Stolz auf sie als auf die Ergebnisse ihrer Arbeit hinweisen gegenüber den gütigen Missionsfreunden in der Heimat, die auf sie ihr Vertrauen gesetzt haben. Diesen Missionsgesellschaften gelingt es, ganz außerordentliche Menschen hervorzubringen. Und — um das gelegentlich anzufügen — die Schotten, warum glauben Sie, daß aus ihnen häufiger solche Männer hervorgehen, als aus andern Völkern? Denken Sie an Moffet, Livingstone, Mackay. Nicht weil sie Schotten sind, werden sie solche Männer; nicht weil sie in dem einen oder andern Stück bessere Menschen sind, physisch oder geistig oder moralisch, sondern weil sie eines besser als alle andern gelernt haben: dies eine ist — die Pflicht." F-E

(Die Mission und die politische Tagespresse) Es ist in der Christlichen Welt schon mehrfach darauf hingewiesen worden, welche bedauerliche Unklarheit sich oftmals in der politischen Tagespresse kundthut, wo sie Anlaß nimmt, sich über die Aufgaben und die Art der evangelischen Heidenmission zu äußern. Ein neues, wir möchten sagen klassisches Beispiel davon liefert die Kölnische Zeitung in einem Artikel über die Abgrenzung des englischen und des deutschen Gebietes in Ostafrika, der folgende Stelle enthält:

„Die Nilgrenze sollte klar das deutsche und das englische Gebiet scheiden, sie sollte etwa bis Wadelai geführt werden. Zur Einführung deutschen Einflusses in Uganda würden vielleicht die Berater des Königs Mwanga, die katholischen Missionare, ihre Hände bieten, da sie zum Teil Deutsche sind und wohl lieber unter deutscher Oberhoheit, vielleicht unterstützt von deutschen Offizieren und Unteroffizieren [!], weiterregieren [!] wollen, als sich von den englischen Missionaren und den araberfreundlichen [?] Agenten der Britisch-ostafrikanischen Gesellschaft beherrschen [!] lassen. Eine Verhandlung mit der Kurie hierüber könnte vielleicht auch den erwünschten Anlaß geben, der Frage näher zu treten, ob nicht die katholischen Missionen in den deutschen Interessengebieten allmählich ganz mit deutschen Missionaren besetzt und für diese in Deutschland Mutterhäuser eingerichtet werden können, sowie ob sich nicht wenigstens in einzelnen Fällen eine Sonderung der katholischen und protestantischen Missionare durchführen läßt."

Das in allen möglichen Tonarten immer wiederkehrende Lied: „Die Mission eine treue Dienstmagd der Politik" klingt uns auch aus diesen Worten entgegen. Anders können sich gewisse Kreise die Mission, wenn

sie überhaupt etwas wert sein soll, gar nicht vorstellen, als entweder dienend, nämlich dienend einer politischen Macht zur Erreichung ihrer weltlichen Interessen, oder herrschend, nämlich herrschend über die Leiber und die Seelen der armen Schäflein zu eignem Gewinn. Daß die Missionare der Church Missionary Society in Uganda das eine oder das andre oder beides zugleich bisher gethan haben oder künftig thun wollen, glauben wir, auch nach nüchternster Prüfung und Erwägung der englischen Afrika-Politik, so lange nicht, als uns nicht irgend ein Beweis dafür geliefert wird. Bis jetzt ist das nicht geschehen. Wir sollten uns, bei allem gewiß berechtigten Mißtrauen gegen die englische Kolonialpolitik, doch davor hüten, ohne zwingende Gründe die englische Mission mit jener zugleich zu verdächtigen. Nach dem, was uns bis jetzt von der englischen evangelischen Mission in Uganda bekannt ist, wollen wir nur von Herzen wünschen, daß sie und nicht die römische Mission, möge sie immerhin von Angehörigen deutscher Nationalität ausgeübt werden, dort nach der Thränensaat bald reichlich ernten dürfe.

Einen erfreulichen Satz enthält übrigens der angeführte Zeitungsartikel. Selbst in den Kreisen, aus denen dieser Artikel stammt, regt sich allmählich die Erkenntnis, daß die bisher auch von der deutschen Regierung geübte Politik der konfessionellen „Parität" auf dem Missionsgebiet zu den größten Unzuträglichkeiten führen muß. Die Hoffnung freilich, daß sich durch Verhandlungen mit der Kurie hierin eine wirkliche Besserung könnte schaffen lassen, müssen wir als eine sehr naive, aus gänzlicher Unkenntnis Roms hervorgehende bezeichnen. Rom wird sich freiwillig auf eine dauernde und ehrliche Teilung des Missionsgebietes zwischen katholischer und evangelischer Mission niemals einlassen. Wir bemerken jedoch schließlich, daß den neuesten Zeitungsnachrichten zufolge in Uganda vorläufig weder für Deutschland noch für England, weder für katholische noch für evangelische Mission viel zu hoffen ist, da mit dem von uns zuletzt noch (Nr. 15, Sp. 353) berichteten Siege der Christen unter Mwanga gegen die Araber unter Karema im Oktober v. J. die blutigen Wirren in dem unglückseligen Lande noch nicht abgeschlossen zu sein scheinen. F-E

Verschiedenes

(Majunke überboten) Die Liebfrauendruckerei zu München hat folgende Anzeige erlassen:

„Am 24. Mai a. c. gelangt zur Ausgabe: Der Selbstmord Luthers, geschichtlich erwiesen von Dr. Martin Honef. 6 Bogen. Luthers Ende und Leichenbegängnis sind von Umständen begleitet, die einzig in der Geschichte dastehen. Die Beschreibung derselben macht Luthers Selbstmord von Dr. M. Honef zu einem der interessantesten und spannendsten Bücher, die einer lesen kann. So z. B. die Begleitung der Leiche von unzähligen Raben, die Erscheinung des Oberteufels, von Luther selbst erzählt 2c. Der Bericht der Pastoren von Luthers erbaulichem Abschied, die Quelle der meisten Lutherbiographen, wird durch eine höchst spannende und vernichtende Kritik als offizielles Machwerk erwiesen. Beweise handgreiflich, Darstellung drastisch, humoristisch. Hundertzwanzig Millionen evangelische Christen und Zweihundertzwanzig Millionen Katholiken erwarten mit Spannung eine endgiltige Antwort auf die Frage: Ist Dr. Martin Luther Selbstmörder oder nicht? Diese höchst interessante Broschüre giebt sie."

An diese Majunke offenbar überbietende Leistung knüpft sich für uns nachgerade nur Ein Interesse. Wird sich im Schoße des deutschen Katholizismus das Gewissen, der Sinn für Wahrheit solchem Lügenwerk gegenüber noch rühren? Oder wird das katholische Volk, die katholische Wissenschaft sich das bieten lassen. Wir bitten unsre Leser, was da Erfreuliches in diesem Sinne ihnen begegnet, uns zugänglich zu machen. R

(Reisehandbuch für die christliche Familie) So betitelt sich ein Wegweiser durch die christlichen Hospize und Erholungsstätten in Deutschland und der Schweiz (auch London), der im Verlage der Buchhandlung der Berliner Stadtmission zum Preise von 40 Pfge. soeben erschienen ist. Es wird vielen willkommen sein, die dem profanen Hoteltreiben gern aus dem Wege gehn, und ist abgesehn von seinem praktischen Zweck als ein Ueberblick über dieses ganze Gebiet innerer Mission von Wert. R

Briefkasten der Redaktion

An **B. C. F.** Ihre mir wertvollen Mitteilungen kann ich nur dann benutzen und vertreten, wenn Sie aus der Anonymität heraustreten. Ich bitte darum. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Hermine Woske
Erwin Gros, Pfarrer
Verlobte.
Budenheim a. Rh. **Frohnhausen b. B.**
Pfingsten 1890.

Heiratsanzeige
Johannes Bornemann
Pastor zu Clenze
Marie Bornemann
geb. Jantzen.
Hamburg, 16. Mai 1890.

Pastor Gustav Kauterberg
Käthe Kauterberg
geb. Gericke
Vermählte.
Lauenau a. D. **Rohrsheim.**

Cand. theol., ordinirt, **sucht** Stelle als Vikar, Hilfsgeistlicher, Hauslehrer. Werte Anerbieten sub **S. 63.** Neustadt-Orla.

Wyk auf Föhr in Schleswig
durch seine Lage das freundlichste, durch sein Klima das mildeste
Nordseebad.
Ausführliche Prospekte mit Angabe der Reiseroute bei **Haasenstein & Vogler A.-G.** Dieselben auch, sowie schriftliche Auskunft, durch die **Badekommission** und den **Eigentümer der Badeanstalt** **G. C. Weigelt.**

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.
Karl von Hase's Gesammelte Werke
1.—3. Halbband
(Kirchengeschichte Bd. I, II 1. Abtlg.)
je **Mark** 5.
Hase zuerst hat, im Geiste Herders und Schleiermachers wirkend die Kirchengeschichte in die allgemeine Bildung hineingetragen. An die weiten Kreise höherer Bildung wenden sich die Gesammelten Werke, dieselben bieten nicht das Lehrbuch der Kirchengeschichte oder des Lebens Jesu, sondern die nunmehr vollständig erscheinende „Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen" und die „Geschichte Jesu," „Heiligenbilder," „Neue Propheten" und „Rosenvorlesungen"; nicht das Lehrbuch der Dogmatik, sondern die „Evangelische Glaubenslehre für die Gebildeten in der Gemeinde," „protestantische Streitschriften und Reden," sowie die „protestantische Polemik gegen die römisch-katholische Kirche," sodann kirchenpolitische und vaterländische Flugschriften und anschließend an „Ideale und Irrtümer," „Erinnerungen aus Italien in Briefen an die künftige Geliebte" und „Annalen seines Lebens," herausgegeben von seinem Sohne, Hofprediger Karl Alfred v. Hase in Potsdam.

Akademische Buchhandlung
(W. Faber)
Johannesgasse 4 **LEIPZIG** Johannesgasse 4.
Schnellste und pünktlichste Besorgung
jedes gewünschten Buches der gesamten deutschen und ausländischen Litteratur
unter den coulantesten Bedingungen.
Lieferung und Completierung von Volksbibliotheken.
Zusammenstellung von einschlägiger Litteratur über wissenschaftliche Themata aller Disziplinen.
Reichste Auswahl
in Predigt- und Missionslitteratur, Reiseführer und Karten.
Abonnements auf alle Zeitschriften werden angenommen.
Ansichtssendungen stehen gern zu Diensten.
Kataloge gratis und franko.
Alle Anfragen und Aufträge werden am Tage des Eingangs erledigt, falls Lieferung nicht sofort möglich, erfolgt umgehende Nachricht.
☛ Der gesamte Ertrag dieser Buchhandlung, deren Führung einem tüchtigen Fachmann von mir übertragen ist, kommt Zwecken des Reiches Gottes zu gute, in erster Linie unserm Seminar zur Ausbildung von Theologen für den Missionsberuf.
Missionar **W. Faber.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig